I. A. f.
220. 84.

Briefe

über

die Religion

und die Bekenner derselben,

nicht im Bahrdtischen Volkstone,

von

einem, der nicht nur blos mit dem

Munde Christum

verehret,

sondern ihn auch im

Geiste und in der Wahrheit

anbetet.

Leipzig, 1786.

in der Masiussischen Expedition.

L 148

Nachricht vom Verleger.

Die in diesem Buche enthaltene Briefe sind für eine gewisse Anzahl Leser bestimmt, — man weiß sie ihnen in die Hände zu bringen, — da werden sie ihren Zweck erreichen, und finden und Nutzen stiften, — und daß ist immer das Haupterforderniß bey einem Buche. — Von Verleger und Herausgeber diesen Zweck gewiß zu erreichen wissen, so dächte ich, hätten die Recensenten Bürgschaft genug.

Der Verleger.

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.

Horat.

Vorrede des Herausgebers.

Das Publikum erhält hier eine Sammlung etlicher Briefe, die einer meiner besten und vertrautesten Freunde, in Zeit von zween Monathen, an mich geschrieben hat. Dem Leser kann es gleich viel seyn, ob er den Namen des Verfassers wisse, oder nicht. Er wünschet, um vieler Ursachen willen, unbekannt zu bleiben. Unzählige mal, und zwar recht inständig, hab' ich in ihn gedrungen, diese Briefe durch den Druck herauszugeben, oder nur mir die Erlaubnis zu ertheilen, solche öffentlich bekannt zu machen.

So viel Mühe ich mir auch gab, so konnte ich dennoch lange Zeit die Einwilligung dazu nicht erhalten. Mein Freund wußte mir immer etwas dawider einzuwenden. Bald antwortete er: Ein anders ist es, wenn gute Freunde, die einander kennen, einen Briefwechsel führen, dabei sie nicht nöthig haben, die Worte auf die Goldwage zu legen; ein anders, wenn man der grossen Welt etwas zur Beurtheilung überläßt. Hier wird erfordert, den

Briefen ein ganz anderes Kleid umzuhängen, in welchem sie der Welt unter die Augen treten können. Dazu gehöret aber Zeit und Mühe, die einem bei überhäuften Amtsverrichtungen gebrechen. Bald hieß es: alles, was aus des Herrn Verfassers Feder geflossen wäre, würde bei dem Publikum nur einen sehr geringen Werth haben. Denn von einem Manne, dem auf dem Schauplatze der Welt — nach jetziger Denkungsart — die niedrige Rolle eines Landpredigers zu spielen, ist angewiesen worden, glaube man überhaupt nichts vorzügliches erwarten zu dürfen.

Was das letztere anbetrift, scheint er nicht ganz unrecht zu haben. Denn daß noch immer das Vorurtheil des Ansehens unter den Leuten herrsche, hat mich die Erfahrung gelehrt.

Nur noch vor wenigen Wochen hatte ich Gelegenheit, in der Gesellschaft solcher Männer, die sich keine gemeine Einsicht zutrauten, — und die wirklich von Stande waren, — etwas vorzulesen.

Mit vieler Mühe konnte ich mich kaum des Lachens enthalten, wie aufmerksam man sich bezeigte, und mit was für einem lauten Beifalle jede Zeile beehret wurde, nachdem ich versichert hatte, daß dieses Werkgen einen Gelehrten, vom ersten Range zum Urheber hätte.

Da ich aber bald darauf sagte, ich hätte nur im Scherze einen grossen Mann für den Verfertiger ausgegeben, der wahre Verfasser sey nichts mehr, als ein

Dorf-

Dorfprediger; so wurde das erstere Urtheil sogleich zurückgenommen, und nun wurde alles, was man vorher so sehr bewunderte, für schlecht, geringfügig und der Verachtung werth angesehen. Mit höhnischer Miene, spottete man. Was kann von Nazareth gutes kommen?

Dieses waren ohngefehr die Ursachen, warum mein Freund, die an mich von Zeit zu Zeit abgelassenen Briefe nicht wollte an das Licht treten lassen.

Endlich erhielt ich, auf inständiges Bitten, was ich suchte; jedoch unter der vorausgesetzten Bedingung, den Namen des Verfassers zu verschweigen, damit er hinter dem Vorhange die freyen Urtheile seiner Mitbrüder unbemerkt anhören, und desto zuverlässiger auf ihre Denkungsart schliessen könnte.

Es erscheinet also die gegenwärtige kleine Sammlung von Briefen, in welchen das Nützliche und Angenehme, — um nicht im Lesen ermüdet zu werden — beständig abwechseln.

Wie wir denn beide, in unsern schriftlichen Unterredungen, uns diesen Zweck allemal vorgesetzt haben.

Briefe sind keine Predigten. Sie müssen natürlich und nicht ausstudirt seyn. Sie dürfen eben nicht die strenge Verbindung haben, die ein Redner beobachten muß. Dennoch muß darinne eine gewisse Ordnung anzutreffen seyn. Diese wird auch niemand in den Briefen, die ich hier dem geneigten Leser vorlege, vermissen.

Der Gegenstand derselben ist der allerwichtigste, den man nur denken kann, nemlich die Religion. Die näheste Veranlassung dazu haben — wie der Augenschein ausweiset, die kühnen Anfälle gegeben, womit man sich in unsern Tagen an die evangelische Lehre wagt.

Wie viele beweisen sich iezt nicht als Feinde der wesentlichen Gottheit Christi, und dessen unendlichen Genugthuung. Die Ergreifung und Zueignung des Verdienstes Christi durch den Glauben, ist ihnen ein unauflößliches Räthsel. Man bestreitet die Gottheit und Persönlichkeit des heiligen Geistes; läugnet das allen Menschen angeborne Verderben; die Rechtfertigung des Sünders aus dem Glauben, um des vollgültigen Versöhnopfers Christi willen, und die durch den heiligen Geist gewirkte Bekehrung.

Kurz, was Arius, Pelagius, Socinus, Dippel und andere ihres Gelichters, die ihre Sophisterey mit dem Scheine einer genauern Sprachwissenschaft geschmückt haben, wider die Schrift vorbringen, das alles wird iezt von vielen für Orackelsprüche angenommen.

Was thun sie aber mehr, als daß sie die alten und abgedroschenen Einwürfe gegen das evangelische Lehrsystem wieder aufwärmen? die von verständigen und gelehrten Theologen auf unsrer Seite so reichlich sind beantwortet worden.

Allein, sie wollen die Ehre haben, eine Stelle unter den sogenannten starken Geistern, durch eine

un-

unmäßige Freiheit im Reden und Schreiben, einzunehmen, und bei der Welt für Menschen, die ungezwungen denken, gehalten zu werden; weil es nunmehro zur Gewohnheit worden ist, mit dem Namen eines Orthodoxen, darauf man sich ehedem was zu Gute that, ein Gespötte zu treiben.

Sucht man nicht in manchen Bücherrezensionen diejenigen recht hämisch durchzuziehen, und lächerlich zu machen? welche in ihren Schriften die Lehre von der Vollgültigkeit des Verdienstes Jesu, und von der Vergebung der Sünden in seinem Blute ohne alles unser Verdienst und Würdigkeit, etwas einfliessen lassen.

Mit welchen Lobeserhebungen werden dagegen die beehret, die als Feinde des Kreutzes Christi auf nichts weiter, als auf ein natürlich ehrbares Leben dringen, und von den Geheimnissen des Glaubens schweigen!

Man nennt diese einsichtsvolle Männer und erhabene Seelen.

Daß man aber auch noch, Gott sey Lob! hin und wieder redliche Männer finde, die sich des Evangeliums nicht schämen, sondern es unter aller Verspottung freymüthig bekennen, davon werden unter andern die Briefe, die ich hier mittheile, einen sattsamen Beweis geben.

Da ich den Verfasser derselben, der unter den Buchstaben M. C. G. W. hat versteckt bleiben wollen, von langen Jahren her, wie mich selbst kenne, so ist

es mir bewußt, daß er die seligmachenden Wahrheiten, die in unsern Glaubensbüchern kurz zusammengefasset sind, und die er nach genauer Prüfung, mit der göttlichen Offenbarung übereinstimmend gefunden hat, mit der größten Gewisheit und Freudigkeit des Gewissens verkündiget.

Alle seine redliche Bemühungen gehen dahin, daß er, nach dem von Gott verliehenen Vermögen, etwas zum Bau des Reichs des Erlösers und des thätigen Christenthums beytrage.

Das Herz blutet ihm, wenn er siehet, daß man das Evangelium durch die natürliche Religion zu verdrängen suchet. Denn er siehet vor Augen, daß sich bey dieser die Menge der Lasterhaften, der Unmenschen, der Hochmüthigen, der Wohllüstigen, der Geizigen, der Freßer, der Säufer, der Menschenfeinde, der Gotteslästerer, der Betrüger, der Boshaftigen nicht verringeren, wohl aber itzt ihm bekannt, daß das Evangelium Christi, wenn es in die Seele strahlet, die Kraft habe, die ganze Natur zu verändern, zu reinigen und zu heiligen.

Ja der Beweis davon liegt deutlich vor Augen. Die größten Weltweisen, deren Leben uns die Geschichte aufbehalten hat, waren bey alle dem Ruhme, den man ihnen beyleget, dennoch unzüchtige und schädliche Leute, die unter einem finstern Gesichte und einem besondern Kleide, ihre Ausschweifungen zu verbergen suchten.

Allein

Allein die Religion unsers Herrn Jesu Christi hat zu allen Zeiten, in ihren wahren Verehrern so selige Veränderungen hervorgebracht, daß die Welt darüber in Erstaunen ist gesetzt worden, wenn man wahrnahm, wie ein ehemaliger Säufer in kurzer Zeit nüchtern und mäßig; ein geiler unzüchtiger Bösewicht ein Muster der Keuschheit; ein hartes und zorniges Gemüthe sanftmüthig, liebreich und zu vergeben willig gemacht wurde.

Wie denn Petrus an die Bekehrten seiner Zeit schreibet: Das befremdet die Lasterhaften — in deren Gemeinschaft ihr euch sonst befunden habt — daß ihr nicht mehr mit ihnen laufet in dasselbe wüste und unordentliche Wesen. 2 Petr. 4, 4.

Diese Kraft des Evangeliums äusert sich auch noch immerfort bey allen, die es aus innerer Ueberzeugung annehmen, und aus ihrer Religion nicht eine bloße Form und Gewohnheit, sondern eine Sache von Wichtigkeit und Nachdruck machen.

Und welche kräftige Versicherung giebt nicht das Evangelium den Gläubigen wider alles Schrecken der Hölle und des Todes! denn es sagt uns nicht nur, daß bey Gott Vergebung sey, sondern es zeigt uns auch den Grund, auf welchen diese Vergebung gebauet ist, nehmlich die der beleidigten Gerechtigkeit Gottes, durch den Tod und das Opfer Jesu Christi seines Sohnes, geschafte Genugthuung.

Wie sehr verstümmeln und verkleinern also diejenigen das Evangelium Christi, die mit dem Socinus bey nahe nichts mehr, als dieses darinne finden wollen: daß Christus als ein grosser Prophet, den Sündern eine völlige Versicherung gegeben habe, wenn sie ihre begangene Sünde bereuen, und ins künftige die Gebote Gottes, so viel sie könnten, in acht nehmen würden, so sollten sie Vergebung erlangen, und in das ewige Leben aufgenommen werden; dieses alles aber ohne Zuversicht auf seinen Tod, als ein eigentliches Opfer.

Aber wie schön, wie allerliebst schön ist es, daß der nicht allein als Kaiser, sondern auch als Christ grosse Joseph, den beyden evangelischen Consistorialräthen in Wien, den Herren Fock und Knopf, wie die öffentlichen Blätter melden, vorzügliche Aufmerksamkeit empfohlen hat, daß der Socinianismus nicht einreisen, sondern das Christenthum ja Christenthum bleiben möge.

Dahin bearbeitet sich auch der Verfasser folgender Briefe.

Es können dieselben zugleich zu einem öffentlichen Zeugnisse dienen, wie nützlich wir bey dem stillen Landleben unsere Nebenstunden anwenden.

Nicht weniger habe ich bey Bekanntmachung derselben die Absicht, den Vorwurf abzulehnen, den man der Gegend, wo sich mein Freund aufhält, hat machen wollen, als ob die Prediger daselbst,

selbst, nach vollbrachten Amtsverrichtungen, sich nur als schmuzige Hauspüffel aufführeten.

Zu verdenken wär' es ihnen gewis nicht, wenn sie in den Stunden, die ihnen von der ordentlichen Berufsarbeit übrig bleiben, die zur Erhaltung des Lebens angewiesene Wirthschaft eifrig trieben, weil bey ihnen vor andern eintrift, was der würdige Herr Pastor N — — in K — der um das Evangelium etliche dreyßig Jahre mit vielem Seegen prediget, in einer Rede, die er noch als Schulmann gehalten hat, saget:

Der arme Geistliche! Was wird ihm denn gezahlt?
Sein schmalgemeßner Sold, und oft nicht einmal richtig,
Tauf- Leich- und Trauungs-Geld, ist warlich nicht gar wichtig.

Allein so armselig viele unter ihnen leben müssen, so muß man ihnen dennoch zum Ruhme nachsagen, daß sie bey ihrer äusserlichen Dürftigkeit immer darauf Bedacht nehmen, daß ihre Seelen an Erkenntniß reich werden; in der Ueberzeugung, das sey ein armseliger Reichthum, wenn man zwar Geld und Güter besitzet, dabey aber arm an Erkenntnis und Wissenschaft bleibet.

Güter für den unsterblichen Geist zu sammlen, ist ihre meiste Sorge.

Sollte ich alles, was ich von dem Fleiße meines würdigsten Freundes in Händen habe, bekannt

kannt machen, so würde man sich davon vollkommen überzeugen, und von ihm auf andere sicher schlüßen können, mit welchen er in der genausten Verbindung stehet.

Indessen können schon gegenwärtige Briefe einen jeden zur Genüge überzeugen, daß er, nebst seinen vertrauten Amtsbrüdern, mit wenigem vergnügt, bey geringer Kost, die vornehmste Bemühung auf die Bildung des Herzens richte.

Ich verspreche mir es ohnfehlbar, der geneigte Leser werde dabey eben so viel Vergnügen spüren, als ich empfunden habe.

Erlauben es Zeit und Umstände, so werde ich noch mehrere dergleichen Briefe, deren ich einen grossen Vorrath besitze, und die insgesamt von wichtigem Inhalte sind, mittheilen.

Hiermit will ich mich dem geneigten Leser empfehlen. Geschrieben am Michälisfeste 1785.

Der Herausgeber.

Erster Brief.

Mein Herzens-Freund.

Mit einem, von dem wärmsten Gefühle und demüthigsten Dankerfülleten Herzen, verehr' ich die gütigste Vorsehung, die mir in Ihnen den redlichsten, den bewährtesten, den liebenswürdigsten Freund angewiesen hat.

Unschätzbares Glück! das mir dadurch zugefallen ist. So oft ich an die kostbaren Augenblicke zurück denke, die ich in Ihrem vertraulichen Umgange zubringen konnte, empfind' ich das entzückendste Vergnügen von der Welt.

Wie sanft verflossen mir nicht die Stunden! da wir gemeinschaftlich in dem so angenehmen als gelehrten Leipzig, durch Religion und Wissenschaften, Verstand und Herz zu bilden suchten.

Meine Seele schmecket noch immer die beruhigendste Zufriedenheit, wenn sich mir unsere freundschaftliche Zusammenkünfte vorstellen.

Zweydeutige Räthsel der Bosheit, niederträchtige Verläumdungen und Verunglimpfungen des Nächsten, die sonst in den Gesellschaften des gemeinen und vornehmen Pöbels gewöhnlich sind, durften unter uns nicht gehöret werden. Und alle, die sich zu uns gesellelten, waren Verehrer einer reinen Tugend.

Unzüchtige Lieder, übermäßiges Trinken, gewinnsüchtiges Spielen, wurden von uns einmüthig verabscheuet.

Der Gegenstand unserer Versammlungen und Gespräche war die Erweiterung der Erkenntniße, die Aufklärung des Verstandes, und die Verbeßerung des Willens. So verfloß uns die Zeit, die von der ordentlichen Berufsarbeit übrig blieb, auf die angenehmste Weise.

Solche Herz und Sinn ergötzende Beschäftigung pflegten wir, wie Sie, theuerster Freund, Sich werden zu erinnern belieben, auch alsdann fortzusetzen, wenn wir dem Leibe die nöthige Bewegung zu verschaffen, an dem Ufer der sanft rauschenden Pleise, durch den schattigten Wald des Rosenthals wandelten, wo die harmonische Kehle der lieblichen Nachtigall unser Ohr mit ihren Zaubertönen erfüllete.

Die unschuldige Freude, die wir dabey spürten, wurde nur alsdenn unterbrochen, wenn wir mit beklemmten Herzen, die in ihren Lüsten brausende Jünglinge von strafbaren Ergötzungen berauscht, bey uns vorüber taumeln sahen; welche aber ietzo in ihrem Alter, von dem nagenden Wurme des Gewissens gefoltert, die unter dem rauschenden Gelärme der Welt verschwendeten Tage vermaledeyen, in welchen sie sich einen reichen Vorrath von Schmerzen gesammlet haben, und nun unter Gicht, Stein, Podagra und andern unzählichen

zählichen Martern ausschwitzen müßen, was sie in der besten Blüthe der Jahre eingesoffen haben.

Himmlisches Entzücken muß sich dagegen unserer ganzen Seele nothwendig bey dem stillen Bewußtseyn bemeistern, daß wir die ersten Abschnitte unsers menschlichen Lebens, die uns zur Vorbereitung, nicht nur auf unsere gegenwärtige Lage, sondern auch auf die ewige Bestimmung, von der höchsten Güte eingeräumet wurden, also gebraucht haben, daß wir uns deswegen keine bittere Vorwürfe zu machen Ursache finden.

Preis, Dank und Anbetung sey dem Unendlichen! Der uns vor groben Ausschweifungen — zu welchen sich sonst die unachtsame Jugend so leicht hinreisen läßt — mächtig bewahret und bey den übrigen unzähligen Fehltritten, nach seiner verschonenden Gnade, mit bewundernswürdiger Geduld getragen, versorget und beschützet hat.

Ja, könnten wir wohl so fühllos, so unempfindlich seyn, die Wunder der Liebe des höchsten Erbarmens — der uns in seiner Kirche zu Dienern bestimmt hatte — zu verschweigen? daß er uns die Schönheit der Lehre unsers gebenedeyeten Seligmachers hat kennen und empfinden lassen, um solche auch andern aus gewisser Ueberzeugung anzupreisen.

Seinen hohen und herrlichen Namen, den Reichthum seiner Barmherzigkeit zu rühmen, müsse unser vornehmstes Geschäfte seyn!

War es nicht schön, des durch ungeheuchelte Gottesfurcht und durch eine recht ausgesuchte Gelehrsamkeit, vor tausend andern, sich auszeichnenden Herrn Doct. Romanus Tellers, eines der sanftmüthigsten und liebenswürdigsten Gottesgelehrten Hörsaal zu besuchen? Wie gesegnet waren uns die Vorlesungen dieses in allem Betrachte grossen Mannes, der unserer Religion Ehre machte, weil er überall für das Reich Jesu zu wuchern, unermüdet war.

Und welche selige Vortheile haben uns nicht die, unter der Aufsicht eines rechtschaffenen und beredten Doct. Bahrds sel. Andenkens, über die Glaubensbücher unserer Kirche angestellten Unterredungen verschaft?

Nur leider! zu früh für mich wurde dieses heilsame Geschäfte unterbrochen. Eben da ich mir mit der Hofnung schmeichelte, solches recht lange fortsetzen zu können, verlangte es der ausdrückliche Befehl meines Vaters, dessen erschöpftes Vermögen nicht verstattete, mich länger zu unterstützen, daß ich den Ort meines bisherigen Aufenhalts ungesäumt verlassen sollte, um wiederum andern durch meine geringen Fähigkeiten nützlich zu werden.

Es war Pflicht, dem Willen deß, dem ich nächst Gott als den Urheber meines Daseyns verehrte, mich zu unterziehen. Weil ich aber dadurch den ganzen Entwurf, welchen ich mir von meiner

künftigen

künftigen Lebensart gemacht hatte, auf einmal vereitelt sahe, so kann man leicht schliessen, von welcher Unruhe des Gemüths ich anfänglich müsse seyn gequälet worden.

So erschreckt kaum der von einer beschwerlichen Reise ermüdete Wanderer, wenn er die matten Glieder auf das ruhige Lager hingestreckt hat, und in einem tiefen Schlafe begraben liegt, nun aber durch einen schmetternden Knall, des in dunkeln und vom Feuer und Schwefel schwangern Wolken hinrollenden Donners, plötzlich gestöhret wird, als ich durch die Nachricht betäubet wurde, das artige Leipzig zu verlassen. Am allerpeinlichsten war es mir, mich von meinem Freunde zu trennen, den ich als die andere Helfte von mir ansehen konnte.

Sie wissen, werther Freund, was für Thränen der Wehmuth auf beyden Seiten die blassen Wangen netzten, als ich mit stammelnder Zunge von Ihnen Abschied nahm.

So sehr ich hernach mit der Führung des guten Gottes zufrieden zu seyn, Ursach hatte; so ereigneten sich dennoch zuweilen mißvergnügte Augenblicke, weil es mir nicht vergönnet war, um den zu seyn, der ein Herz und eine Seele mit mir zu haben schien. Darüber wurde mir nur die sonst so süsse Stille des Landlebens bitter und unschmackhaft.

Gut! daß dieser finstere Zustand nicht lange dauerte. Denn ehe ich es noch vermuthen konnte,

versicherten Sie mich, bester Freund, durch eine Zuschrift nicht nur von der glücklichen Lage, darinne Sie Sich befanden, sondern auch von der Unauflöslichkeit des Freundschaftsbündnisses, welches die Gleichheit der Gemüther zwischen uns geknüpfet hatte.

Wer war froher als ich? Keine Zunge ist vermögend, auszusprechen, was für eine sanfte Wallung des Blutes ich in allen Adern fühlte. Von dieser Zeit an, habe ich öfters mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten, das ganz ausnehmende Glück genossen. Allemal aber ist der Inhalt Ihrer Briefe für mich überaus wichtig und lehrreich gewesen. Jede Zeile drückt einen mit ausgedehnter Wissenschaft verknüpften Eifer für die Ehre des heiligsten Erlösers aus.

Das letztere Schreiben, das ich nur vor wenig Tagen von Ihren werthen Händen zu erhalten, die Ehre hatte, zeiget von der innigsten Wehmuth, die Ihr beklemmtes Herz über die kühnen Anfälle fühlet, womit viele, auch angesehene Männer, zu ietziger Zeit, wo Unglaube und Religionsverachtung immer weiter um sich greift, die heilsamsten Wahrheiten, die aus der Offenbarung in unsre Glaubensbücher sind übergetragen worden, bestürmen.

Gleichgültig kann es einem Christen freylich nicht seyn, wenn er siehet, wie der göttliche Erlöser

löser so herabgewürdiget, und sein Bild entweis het wird.

Jedoch wir können uns mit der zuversichtlichsten Hoffnung beruhigen, daß unsere evangelische Lehre von Christo dem wahen Gott und Menschen, der durch sein Thun und Leiden der Erlöser der Menschen worden ist, dennoch zuletzt den Sieg behalten, und der Gott über alles seine Ehre gegen seine Feinde schon vertheidigen werde. Davon mit Ihnen mich zu unterhalten, werde ich weitere Gelegenheit zu nehmen suchen. Vor ietzo schliesse ich mit der Versicherung ꝛc. ꝛc.

Anderer Brief.

Pr. Pr.

Zürnen Sie nicht, bester Freund, über mein so langes Stillschweigen. Theils eine zugestossene Unpäßlichkeit, die aber nunmehr glücklich überstanden ist; theils überhäufte Amtsgeschäfte, die sich nun auch verringern, haben mir bisher nicht erlauben wollen, mich meines Versprechens eher, als heute, zu entledigen. Um nun mein Wort zu halten, so werde ich Ihnen nicht nur hier, sondern auch in den folgenden Briefen, weil Sie mich dazu auffordern, meine Gedanken über die ietzige Gestalt der Religion freymüthig eröfnen.

Der Verfasser der Antiquitäten sagt bereits vor mehr als 10 Jahren, — wenn er über den

herrschenden Unglauben Betrachtungen anstellte — „Wenn Gott nicht ein Wunder thut, so wird in „50 Jahren die christliche Religion mit Strumpf „und Stiel völlig ausgerottet seyn.„

Was würde dieser rechtschaffene Mann denken, wenn er in gegenwärtigen Tagen die Mißgeburten lesen sollte, die ein ungesundes Gehirn ausbrütet, um die Christen in ihrem Glauben irre zu machen, und ihnen einen Eckel an den göttlichen Büchern der Schrift zu erregen.

Ist dieses nicht die Absicht des heillosen Buches, welches im Jahre 1783. herausgekommen ist, und zwar unter dem Titel: Horus, oder Astrognostisches Endurtheil über die Offenbarung Johannis und über die Weissagungen auf den Meßias. ꝛc. ꝛc.

Der Recensent in der Olla Potrida nennt es ein Buch, das mit vieler Gelehrsamkeit abgefaßt, und darinne die Theorie des Verfassers mit ungewöhnlichem Scharfsinn und zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit ausgeführet wäre. Er wundert sich, warum die Gelehrten in ihren Schriften und Journalen desselben so wenig gedenken? Ja, er siehet dieses Stillschweigen bey nahe für einen Beweis an, daß man sich nicht getraue, dem Verfasser zu widersprechen, weil die Wahrheit auf seiner Seite wäre.

Mir aber kommt es immer so vor, als wenn alle kluge und vernünftige Gelehrte, einen Mann,

der

der sich aus Spöttereyen eine Ehre zu machen scheint, gänzlich für unwürdig halten, widerlegt zu werden.

Die Schriften, der Propheten und Apostel sind in seinen Augen nichts weiter, als astrologische Träumereyen. Moses soll in der Schöpfungsgeschichte durch das erste Menschenpaar das Gestirne der Zwillinge verstanden haben. Die Verrichtungen der Leviten nennt der Tollkühne Taschenspielerkünste. — Als Aaron das erste Brandopfer vor der Stiftshütte zubereitet gehabt, soll ein anderer Priester einen brennenden wollenen Büschel, der mit Kampfer und Terpenthin versetzt gewesen, auf den Altar geworfen haben, und nun hätte man vorgegeben, das Feuer wäre von dem Herrn gekommen. —

Die Jungfrau, von welcher Esaias im 7 Cap. redet, soll die heydnische Göttin Jesis, und der Immanuel ihr Sohn, Horus, gewesen seyn, aus welchem der Prophet hernach den jüdischen Meßias gemacht hätte.

Den Johannes nennet er einen frommen Fanaticker, der sich in den astrologischen Grillen versitzt hätte. Ja, er scheuet sich nicht, von unserm theuersten Erlöser zu schreiben, es habe sich derselbe in den dunklen Lehren der persischen Magier verwickelt gehabt.

Welch ein Frevel! welch eine Frechheit, das Allerheiligste zu lästern. Einem solchen Manne muß

es gewiß an Bosheit des Herzens und an Leichtfertigkeit nicht fehlen. — Im Vorbeygehen macht er aber doch noch unserm Heylande ein Compliment, wenn er dessen Sittenlehre lobet. Es geschiehet aber nur aus dem Grunde, weil sie aus der Philosophie der Griechen und Römer soll hergenommen seyn.

Traurig ist's aber, daß man noch einen Mann gleichsam vergöttert, dem man ehemals, wenn es glimpflich gewesen wäre, den Namen eines Phantasten beygelegt hätte, bey welchem ein elender Witz die Vernunft vertrieben hat.

So unverschämt schwärmet freylich nicht leicht ein Feind der Religion, wie der Verfasser des Horus thut. Indessen finden sich mitten in dem Schooße unserer Lutherischen Kirche nicht wenige, die des Evangeliums überdrüßig sind, und mit nicht geringer Wuth unsere schriftmäßige Lehrverfassung, die bisher über alle Widersprüche immer gesieget hat, zu untergraben suchen.

In der That aber wärmen sie nur die alten Streitigkeiten wieder auf, und wiederholen, was von den Socinianern und andern Schwärmern unzähligemal ist gesagt worden. — Um sie nun zu widerlegen, darf man sie nur auf die Schriften eines Calov, Scherzers, Reinbecks, Mosheims und anderer Weisen, die das günstige Vorurtheil gelehrter, rechtschaffener und frommer Männer, vor sich haben.

Hätte

Hätte aber der wohl nicht verdient, recht sauer angesehn zu werden, der selbst ein evangelisches Lehramt bekleidet, und gleichwohl nicht erröthet, frey in die Welt zu schreiben: Das Protestantische Lehrsystem enthalte solche Lehrsätze, welche weder in der Schrift noch in der Vernunft einigen Grund haben.

Ist dieses nicht auf den nämlichen Schlag jenes verkapten und Lichtscheuenden Mannes geredet, der 1743. unter dem Namen Mansueti de S. Germanis, einen nichtswürdigen Tract. herausgab, in welchem er zu schreiben kein Bedenken trägt: Die Augspurgische Confeßion enthalte offenbahre Irrthümer; überhaupt könnte man dergleichen Glaubensformeln nicht billigen, weil sie von Gottesgelehrten gemacht wären, welche die Layen nur um ihre Vernunft zu bringen und zu unvernünftigem Viehe zu machen suchten.

Wer sich also zu unsern Glaubensbüchern bekennet, der muß nach diesem Urtheile schriftwidrige, unvernünftige und abgeschmackte Lehrsätze annehmen.

Was soll man nun von einem Manne denken, der sich zum Lehrer solcher Sätze bestellen läßt, die ihm ganz ungereimt vorkommen? Er muß ja bey seiner Verpflichtung eidlich versichern, daß er sich mit Mund und Herzen zu der evangelischen Religion — wie solche in der heiligen Schrift und unsern symbolischen Büchern enthalten ist — be-

kenne, und keine dawider laufende Meynungen hege. Er muß also entweder wider besser Wissen und Gewissen, um nur den Dienst zu erhalten, alles, was man von ihm verlangte, zugesagt haben — welches sich aber von einem ehrlichen Manne kaum denken läßt —; oder er hat ohne eigene Prüfung gerade zu, den Lehren der Kirche, — in deren Schooße er ist erzogen worden — Beyfall gegeben. Und so wäre sein Glaube ein bloser Köhlerglaube. Was dieser Ausdruck sagen will, ist bekant. — Jedoch ich muß hier abbrechen. Künftig ein mehreres von dieser Materie. Ich verharre ꝛc. ꝛc.

Dritter Brief.

Pr. Pr.

Bey dem Beschluße meines letztern Briefes gedachte ich des genannten Köhlerglaubens.

Die Historie sagt: es wäre ehemals einem christlichen Kohlenbrenner, der sich im Walde mit seiner gewöhnlichen Berufsarbeit beschäftigte, der Teufel in einer überaus gräßlichen Gestalt, mit einem langen Schwanze, grossen Hörnern, Pferdefüssen und Bocksbarte erschienen.

Höre Köhler! soll der abgesagte Feind mit brüllender Löwenstimme gesagt haben, was glaubst du? sage mir es so gleich! Der Köhler, der bey dem Anblicke dieses Ungeheuers — man kann sich's

leicht

leicht vorstellen — vor Angst des Todes hätte seyn mögen, und dem Hände und Füsse, wie ein Espenlaub zitterten, konnte in der äusserstenVerwirrung nichts weiter, als diese Worte mit stotterndem Munde hervorbringen: Ich glaube, was die Kirche glaubt. — Gut! versetzte der böse Feind, was glaubt denn die Kirche? Der Kohlenbrenner, der in dessen aus seiner Bestürtzung wieder in etwas zu sich selbst gekommen war, antwortete ohne Verzug: Die Kirche glaubt, was ich glaube. — Mit diesen beyden Antworten fertigte er den Teufel so oft ab, als er an ihn setzte. Endlich wurde der Teufel des Dinges überdrüßig. Hm! sagte er, schüttelte vor Verdruß den zottigten Kopf, und verließ den ehrlichen Köhler.

Diese abentheuerliche Begebenheit hat sich hernach weit ausgebreitet, und der Köhlerglaube — nach welchem man mit der Kirche wegglaubet, ohne zu wissen, was man glaubet, — ist darauf in der römischen Kirche in großes Ansehen gekommen.

Schimpflich würde es hingegen einem protestantischen Lehrer seyn, wenn er seinen Glauben blos auf menschliches Ansehen gründen wollte. — Dem gemeinen Haufen könnte man es endlich noch vergeben, wenn sie dem Unterrichte dessen schlechthin Glauben beymessen, der ihnen als Lehrer ist vorgesetzt worden; weil sie doch in den Gedanken stehen, es würde dem von der Obrigkeit kein öffentliches

liches Lehramt anvertraut werden, bey dem nicht die dazu erforderlichen Eigenschaften wären gefunden worden.

Besser wär' es freylich, wenn auch die niedrigsten im Volke — nach Apostelg. 17, 11. — selbst in der Schrift forscheten, ob es sich also verhielte, wie es ihnen vorgesagt wird. Wer will es ihnen aber im Ernst zumuthen, weil ja die meisten unter der Last ihrer anhaltenden Arbeit dergestalt ermüden, daß die Lust und Fähigkeit, Religionssachen mühsam zu untersuchen, sich nothwendig bey ihnen verliehren muß. Selbst diejenigen, die immer mit den gelehrten Wissenschaften umgehen, empfinden aus eigener Erfahrung mehr als zu sehr, wie schwer es halte, eine ununterbrochene Reihe von Schlüßen und Wahrheiten der Religion zu denken.

Genug, wenn der arme Haufe so glücklich ist, einen Lehrer zu haben, der selbst ein Freund Gottes und der Religion ist; der aus eigener Erfahrung den himmlischen Reiz der Tugend und der Gottseligkeit empfindet, zu welcher er die Seelen seiner Miterlöseten bilden will. — Folgen sie einem so erleuchteten Führer mit einfältigen Herzen, warum sollte nicht das lebendige und kräftige Wort Gottes, das ohne Einmischung menschlichen Witzes, schöner Raritäten und Spielwerke vorgetragen wird, sie nicht unter der Mitwirkung des heiligen Geistes mit Erkenntniß der Wahrheit erfüllen? Betrübt

aber

aber ist es, wenn nach dem Berichte des seel. Hr. D. Neubauers, eine Mutter gegen den Superintendent die Klage führte, daß ihr Sohn nichts als die Narrenspossen aus seinen Predigten behielte.

Dem Lehrer selbst aber würde es zum ewigen Vorwurfe gereichen, wenn er nur ein bloßer Nachbeter seyn, und schlechterdings glauben wollte, was die Kirche glaubt, ohne sich von der schriftmäßigen Richtigkeit ihrer Lehren überzeugt zu haben.

Es kann zwar auch wohl möglich seyn, daß einem die Wahrheit unserer Lehrverfassung deutlich eingeleuchtet, und er sich nach sorgfältiger Prüfung von der Uebereinstimmung derselben, mit dem Worte Gottes vorher überzeugt gehalten hat; in der Folge der Zeit aber ist er durch die Schriften der Gegner, und durch die Neuigkeit ihrer Vorstellungen geblendet worden, indem er beschäftiget war, ihre Meynungen, die Gründe derselben, und ihre Einwendungen zu prüfen. Und nun siehet er dasjenige aus einem ganz andern Gesichtspuncte an, was ihm ehedem so wichtig geschienen hatte. In dem nämlichen Falle scheinet sich, nebst andern der Hr. Prof. B — befunden zu haben, da er die Lehren von der Erbsünde; von der Zurechnung der Sünde Adams; von der Nothwendigkeit einer Genugthuung; von der durch den heiligen Geist, in dem sich leidend verhaltenden Menschen zu wirkenden Bekehrung, von der Rechtfertigung des Sünders; von Gott, von der Gottheit Christi und des heiligen

Geistes;

Geistes; von der Ewigkeit der Höllenstrafen, u. a. m. worauf doch das ganze Gebäude unserer Religion beruhet, weder in der Schrift, noch in der Vernunft gegründet zu seyn, glaubte, ja als höchst schädlich verwarf.

Sehr fremde muß es dabey einem jeden vorkommen, wenn der Herr D. in seiner Erklärung an Sr. Kaiserl. Majestät gestehet, er habe die gedachten Lehrsätze vor dem Volke, weder im Predigen noch Catechesiren directe gelehret, sondern sie entweder gar übergangen, oder doch so davon gesprochen, daß ihr schädliches abgesondert, und ihr irriges gemildert worden.

Mit gütiger Erlaubniß, Herr Doctor! könnte man zu ihm sagen, wenn Sie dem Volke die Lehren, ohne welche ihre Religion ein Nichts seyn würde, verschwiegen, oder anders vorgetragen haben, als es unsere Glaubensbücher verlangen, so ist dieses eine nicht geringe Pflichtvergessenheit gewesen. Waren Sie denn nicht dazu angestellet, den Zuhörern ihre Glaubensbücher zu erklären, und ihnen den wahren Verstand davon zu eröfnen? Sie hatten sich auch selbst auf das feyerlichste dazu anheischig gemacht.

Das wäre nun nicht nur redlich gehandelt, sondern auch Schuldigkeit gewesen, wenn der Herr Doct. gerade herausgesagt hätte: Ich kann euren Lehrsätzen, meine Freunde, ohne Widerspruch des

Ge-

Gewissens, — nachdem ich zu reifern Einsichten gelanget bin, — nicht länger beypflichten. Weil ihr nun durchaus darauf bestehet, daß ich euch dieselben als schriftmäßig und vernünftig, wider meine jetzige Ueberzeugung anpreisen soll; so sehe ich mich genöthiget, von euch Abschied zu nehmen, und euch der Gnade Gottes zu befehlen. Gehabt euch wohl.

Vortheilhaft ist es nun freylich nicht, ein Amt, das mit so ansehnlichen Einkünften verknüpfet ist, worinn man sich und seine Familie standesmäßig erhalten kann, sogleich fahren zu lassen.

War denn aber gar kein Mittel ausfindig zu machen, die Abweichungen von dem lutherischen Lehrsystem zu verbergen, um bey Brod und Ehren zu bleiben? Ganz leichte. Man durfte nur die Grundsätze unserer Religionsparthey bey dem öffentlichen Vortrage entweder ganz und gar verschweigen, oder wenn sie ja berührt werden mußten, es so geschickt machen, daß die Einfältigen nicht merken konnten, wie sie hintergangen würden.

So geschiehet denn aber, nach dem Ausspruche des Königes Salamo, wirklich nichts neues unter der Sonne.

Dergleichen Rolle spielte im vorigen Jahrhunderte, wie ich in des sel. Herrn D. Wollens Sittenlehre finde, Nicolaus Anton. Dieser war zwar in der römischcatholischen Religion gebohren; weil er sich

sich aber bei zunehmenden Jahren und Wachsthume des Verstandes von der Wahrheit seiner väterlichen Religion nicht überzeugen konnte, so bekannte er sich zur Lehre der Reformirten. Man konnte ihm den Ruhm eines fleissigen Schriftforschers nicht absprechen. Indessen glaubte er in den zwey Geschlechtsregistern Christi, welche die zween heiligen Geschichtschreiber Matthäus und Lucas verfertiget haben, unauflößliche Schwierigkeiten anzutreffen. Dieses bewog ihn, der Lehre des Erlösers gänzlich Abschied zu geben, und sich zu den Juden zu wenden, die ihn aber, um sich bei den Christen keinen Verdruß zuzuziehen, in ihre Synagoge nicht aufnehmen wollten. Anton gieng also nach Genf, und stellte sich äusserlich als einen Reformirten an, wiewohl er in seinem Herzen ein Jude war, insgeheim als ein Jude lebte, und auch seine Andachtsübung auf jüdische Art beobachtete. Es glückte ihm so gar endlich, einen Pfarrdienst zu Divonne zu erschnappen, nachdem er — als ein verstellter Heuchler — von der Kirche zu Genf ein Zeugnis zu erschleichen gewußt hatte. Er stund eine geraume Zeit im Amte, wurde aber desselben entsetzet, weil er seine Texte nur aus dem alten Testamente nahm, und die Stellen, die von dem Meßias handeln, von ganz andern Personen erklärte, auch den glorwürdigen Namen Jesu niemals nennte, und zu den Gästen des heiligen Abendmahls allezeit sagte: Gedenket an euren Heiland. Daher man billig von ihm Verdacht schöpfte, und ihn verabschie-

schiedete. Wobey er sich aber erklärte, auf den jüdischen Glauben zu leben und zu sterben.

Listig und tückisch genug war es, daß der Mann, — ob er gleich ein Jude war — alle Sonntage in einer christlichen Gemeine predigte, um des Brodts willen heuchelte, und die heilsamen Wahrheiten übergieng. Ein gerechter Unwille, den ich über solches Bezeigen empfinde, macht, daß ich hier abbreche. Leben Sie wohl! Künftig ein mehreres. Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Pr. Pr.

Kaum hatte die Sonne, dieses Wunderwerk der Allmacht mit ihren güldenen Strahlen Licht und Leben durch die ganze Natur verbreitet, und die aufgewachte Welt zu den Geschäften des Tages aufgerufen, als ich an Kräften des Gemüths verjüngt, die durch einen sanften Schlaf erquickten Glieder heute von dem stillen Lager erhob.

Nachdem nun meine Seele von Freude und Entzücken über die Gnade des höchsten Wohlthäters durchdrungen, sich frohlockend in Loblieder und Danksagungen ergossen, weil derselbe seine Fittige über mich, in den dunkeln Schatten der Nacht, ausgebreitet hatte, daß ich nicht mit den vielen tausenden war hingerissen worden, die auf ihrem Bette, ehe sie einschlummerten, mit Anschlägen schwanger gien-

gen, welche die heutige Sonne zur Reife bringen sollte, plötzlich aber in die finstre Nacht des Todes dahin sunken; da also mein erstes Geschäfte dem liebenswürdigsten Wohlthäter geheiliget war, und ich nun bei stiller Betrachtung der geoffenbarten Wahrheiten, vorzüglich der so beruhigenden Lehre von der durch einen wahrhaftigen Gottmensch geschehenen Versöhnung der sündhaften Welt, neue Ermunterung zum Glauben, und sanfte Triebe zu einem, den heilsamen Worten angemessenen Wandel empfunden hatte; so gleich stellte sich ihr Bild, theuerster Freund, meiner Einbildung überaus lebhaft dar. — Gebieterisch sprach die davon sich belustigende Seele zu der geschäftigen Hand: ergrif eilfertig den nassen Kiel, um das meinem Freunde gethane Versprechen zu erfüllen, und entwarf schriftlich die sich in mir drängenden Gedanken. — Dem ertheilten Befehle sich willig unterwerfend, setzte diese ungesäumt auf, was Sie, Theuerster, in diesem Briefe lesen.

Ich knüpfe demnach den Faden wieder da an, wo ich ihn jüngsthin abgerissen habe.

Da nur diejenigen Mitglieder der evangelischen Religionsgesellschaft seyn können, welche die in den symbolischen Büchern verfaßte Lehren für schriftmässig erkennen und annehmen; so kann der, welcher die Hauptlehren des Glaubens, nach der Anzeige dieser Bücher für irrig und schriftwidrig hält, und gerade das Gegentheil davon glaubt, länger kein Mitglied dieser

dieser Gesellschaft mehr seyn, vielweniger darinne ein öffentlicher Lehrer bleiben.

Und die Wahrheit zu bekennen, so sagt man sich durch solche Aufführung selbst von der Kirche stillschweigend los.

Es verhält sich hier nicht anders, als bei bürgerlichen Gesellschaften. Wer sich den Regeln und Ordnungen zu unterwerfen weigert, welche die Glieder derselben untereinander festgesetzt haben, der beweiset durch sein fortdaurendes Widerstreben, daß es ihm nicht länger gefalle, ein Mitglied davon zu heissen. Geschiehet ihm wohl unrecht, wenn er aus der Zunft ausgeschlossen wird?

Die Verbesserer der Religion im sechszehnten Jahrhunderte haben sich nebst denen, die sich zu ihrer Parthey schlugen, deutlich genug erkläret, daß sie denjenigen, der die in ihren Bekenntnisbüchern mit schriftmäßiger Deutlichkeit, und mit genauester Präcision vorgetragene Lehren, auf eine von der ihrigen abweichende Art erklärte für kein Mitglied ihrer Kirche halten könnten, auch keine Lehrer verlangten, als die mit ihnen gleicher Meinung wären.

Der hat sich demnach nicht über Unrecht zu beklagen, dessen Abweichungen sich deutlich genug offenbaren, wenn ihm die Niederlegung des Amtes eines protestantischen Lehrers hohen Orts anbefohlen wird.

Wie gefällt Ihnen aber das? Bester Freund, wenn der Prediger selbst, die Lehrsätze unserer Kirche für etwas der Vernunft anstößiges ausschreyet?

Gesetzt, daß sie der sophistischen Vernunft der Socinianer anstößig seyn sollten; so können sie doch der gesunden und geläuterten Vernunft ohnmöglich zuwider seyn, weil sie sich auf die Schrift gründen. Beide aber, sowohl Vernunft als Offenbarung sind kostbare Geschenke Gottes, von dem alle gute, und alle vollkommene Gaben von oben kommen — Jacob. 1, 17. — So viel ist aber gewiß, daß bei einem endlichen Geschöpfe, wie der Mensch ist, die Vernunft ihre Grenzen habe. Ich kann also wohl sagen, wenn ich zum Exempel ein Geheimniß in der Schrift finde, daß es mir nicht völlig begreiflich sey. Durchaus aber darf ich nicht sprechen, es streite wider die Vernunft. Denn eben damit würde ich schon unvernünftig handeln.

Schon in der Natur giebt es viele Dinge, deren Möglichkeit mir nur daher klar ist, weil sie wirklich vorhanden sind. Wie etwa die Bildung des Menschen in Mutterleibe, die Ebbe und Fluth u. d. g. Wenn ich aber die Sache selbst leugnen wollte, weil mir die Entstehungsart nicht bekannt ist, so wäre dieses ein Zeichen der Unvernunft.

Zu erkennen, wie diese Dinge möglich sind, würde eine vollständige Erkenntniß des Grundwesens erfordert, welches über die eingeschränkten menschlichen Begriffe steiget.

Man

Man wende dieses auf die Geheimnisse der Schrift an. Bin ich gleich nicht vermögend, sie ganz zu begreifen, so sind sie mir dennoch glaublich, warum? Die Möglichkeit davon wird mir daher bekannt, weil es solche Wahrheiten sind, die ich in einem Buche finde, das seinen Ursprung von Gott hat.

Die reine Vernunft erklärt sie also nicht für ungereimt, sie spricht vielmehr, weil die Begriffe der Menschen Grenzen haben, so ist mir nur in dem ietzigen Zustande dieses Erkenntniß zu hoch.

So bescheiden sollte man billig seyn, und die engen Grenzen des Verstandes zu gestehen. An dessen statt aber schreiben sich viele einen unendlichen Begriff zu, und mit demselben wollen sie die Geheimnisse vollkommen erforschen. Wenn nun ihr Unternehmen keinen erwünschten Fortgang gewinnet, so geben sie die ehrwürdigsten Wahrheiten für ungereimte Sätze aus, da sie vielmehr ihren kleinen Verstand anklagen und ihm die Schuld beimessen sollten, daß er so hohe Dinge nicht einsehen könne, weil ihm sein grosser Urheber Grenzen gesetzet hat. Es ist also sehr unvernünftig geschlossen: was über die Vernunft ist, das ist wider die Vernunft. So schliessen aber die Freunde des Socinus. Sie nehmen den Satz — der weder in der Schrift noch in der Vernunft Grund hat — an: eine Sache, wovon man die Art und Weise nicht begreiffen kann, die ist nicht möglich, die muß man leugnen. Und ob sie gleich die heilige Schrift als göttlich verehren, so drehen sie

doch die Stellen, darinne die Geheimnisse vorgetragen werden, nach ihren natürlichen unvollkommenen Begriffen. Daher darf man sich nicht wundern, wenn die Anhänger derselben, die sich mitten in der evangelischen Kirche finden, die wichtigsten Glaubenslehren, die in unsern symbolischen Büchern enthalten sind, der Vernunft anstößig erklären.

Gar zu spashaft und lächerlich klingt es aber, wenn man diese Lehren für die Quelle des Unglaubens und der Religionsverachtung ausgiebt.

Wir wollen es ganz und gar nicht läugnen, daß sich in unsern Zeiten der Unglaube auf den Thron geschwungen hat, und immer unverschämter wird, den Glauben unter die Füsse zu treten, daß er sich von den Höfen bis in die Hütten des ärmsten Volks ausbreitet; und daß man überall eine beinahe durchgängige Verachtung der Religion antrift. — Sind denn aber, wie man träumet, die Lutherischen Lehrsätze die Ursache eines ruchlosen Lebens? Nirgends als in einem von Vorurtheilen eingenommenen Gemüthe, wird man diese Beschuldigung antreffen. Unsere evangelische Religion ist gewis an den Lastern ihrer Bekenner ganz unschuldig.

Ich werde Gelegenheit nehmen, nächstens meine Gedanken darüber zu eröffnen. Vorietzo ist es mir wegen Kürze der Zeit nicht erlaubt, etwas mehr hinzuzusetzen, als daß ich sey ꝛc.

Fünf-

Fünfter Brief.

P. P.

Können Sie wohl errathen, was mir heute vor ein unerwartetes Glück widerfahren ist? — Mein alter guter Freund, der redliche Amintor, dessen liebenswürdigen Character ich Ihnen neulich so vortheilhaft abschilderte, der Mann, mit dessen weitläuftigen Gelehrsamkeit eine unaffectirte Frömmigkeit vergesellschaftet ist, hat an mich geschrieben. Da ich eben im Begriffe war, meine über die gegenwärtige Gestalt der Religion angestellte Betrachtungen zu Papiere zu bringen, um Ihnen solche mitzutheilen, erhielt ich den Brief dieses in allem Betrachte rechtschaffenen Nathanaels unserer Zeit, in dem kein Falsch ist. Eine unaussprechliche Freude zitterte bei dem Empfang dieses Briefes durch mein Herz. Begierig eröfnete ich solchen, worinne jede Zeile den um die Ehre des Herrn eifernden Christen verrieth. — Die muntere und aufgeweckte Schreibart, die hier herrschet, ist reizend und hinreisend.

Er hat die besondere Gabe mit einer anständigen Freymüthigkeit, seine Meinung zu sagen, und weis einem jeden den Schwär so geschickt aufzustechen, daß sich niemand über Beleidigung beschweren, oder darüber empfindlich werden kann. Denn man kann es gleich gewahr werden, daß es nicht aus Tadelsucht geschehe, sondern daß er die redlichsten Absichten hege.

Der lebhafte Abriß aber, den er von dem ganz ausgearteten Christenthume macht, muß jedem, der um den Schaden Josephs bekümmert ist, eine ängstliche Beklemmung des Herzens verursachen.

Der Brief selbst verdienet gelesen zu werden. Ich habe ihn abcopirt. Hier ist er, nach Auslassung dessen, was Sie nicht interessiren kann.

Es ist nicht viel über drey Monathe, schreibt Herr Amintor, da ich eine Reise, die keinen Aufschub leiden wollte, nach N. zu thun hatte, um daselbst gewisse Angelegenheiten, die unsre Familie betraf, in Richtigkeit zu bringen. Hier trat ich in dem Hause der verwittweten Frau Fulvia ab, mit welcher ich in naher Verwandschaft stehe. Sie schien über meine unvermuthete Ankunft sehr vergnügt zu seyn, und bewillkommte mich mit einer ganz ausnehmenden Freundlichkeit.

Meine Geschäfte aber wolten mir itzt nicht erlauben, mich lange bei ihr aufzuhalten. Ich eilte demnach, dasjenige zu Stande zu bringen, weswegen ich eigentlich in die Stadt gekommen war. Die Hälfte des Tages war beinahe verstrichen, ehe ich zu meiner Frau Muhme zurück kommen konnte.

Die ehrliche Frau hatte mit der Mahlzeit bis gegen vier Uhr des Nachmittages auf mich gewartet. Nun speiseten wir unter vielen angenehmen und vertraulichen Gesprächen.

Nach

Nach aufgehobener Tafel schickte ich mich zu meiner Rückreise an. Die gute Fulvia aber nöthigte mich inständig, das Nachtquartier bei ihr zu nehmen. Weil es bereits dämmerig war, ich auch unter drey Stunden nicht hätte in meiner Heymath angelangen können, und überhaupt bei dunkler Nacht nicht gerne reise, so nahm ich das Anerbieten, ohne lange Umstände zu machen, an. — Des folgenden Tages, welches eben ein Sonntag war, gieng ich mit meiner Frau Muhme in die Kirche. Bei dem Anblicke einer fast unübersehlichen Versammlung bemerkte ich sogleich, daß wohl die wenigsten wüßten, warum sie an einem Orte erschienen waren, welcher der feyerlichen Verehrung und Anbetung des höchsten Wesens heilig seyn sollte. Der Anzug der meisten war so nach dem Geschmacke der jetzigen feinern Welt eingerichtet, daß, wenn man sie vorher in ihren Wohnungen gesehen hätte, man sich nicht anders würde eingebildet haben, sie giengen etwa auf einen Ball, oder angestellten Schmaus, nicht aber ein Stück des Gottesdienstes zu verrichten. Ueberhaupt leuchteten Hochmuth, Eitelkeit und Wollust aus ihren Kleidern hervor. Bei einigen waren diese auch wirklich über ihren Stand, allzukostbar, deckten ihre Blösse nicht und waren nicht geschickt, die Anfälle der Luft abzuhalten.

Ich sehe zwar sonst die Kleidung als ein Mittelding an, und halte dafür, ein geheiligter Christ könne sich kleiden wie er will, wenn er nur bei Stand und

Vermögen bleibet. Er mag eine Farbe wählen, welche er will, er mag in Ansehung der Feine nehmen, was er will, nur daß er den Leib zu bedecken und zu verwahren suche. Das erfordert die wohlgeordnete Selbstliebe von ihm.

Bei gegenwärtiger Kirchengesellschaft aber waren die Kleider Verräther eitelgesinnter Gemüther. Denn welcher vernünftiger und ehrliebender Mensch muß nicht die Entblösungen des weiblichen Geschlechts für Thorheiten erklären? Im Grunde betrachtet, rühren sie bei jungen Personen aus einer noch blühenden Wollust, bei veralteten aber aus Gewohnheit her. Wer könnte demnach solche für etwas gleichgültiges ansehen? Wenn das Gesetz die Wollust ausdrücklich untersagt, so muß es auch nothwendig die Zeichen derselben verbieten. —

Ueberlegen Sie nun, bester Freund, ob ich mir von diesen Leuten eine vortheilhafte Vorstellung machen konnte? Es läßt sich auch schon aus diesem Bezeigen denken, wie die gottesdienstlichen Handlungen müssen beschaffen gewesen seyn.

Die Wahrheit zu sagen, so hatte es fast durchgängig das Ansehen — wenigstens bei denen, die sich zur grossen Welt rechnen, als ob man sich aller Andacht und Ehrerbietung vor Gott, schämte.

Die Damen weheten oder spielten mit ihrem Fechel, sie scherzten, sie lachten mit den jungen Herren, die nur da zu seyn schienen, ihre verliebte Gemüthsneigungen zu vergnügen.

Herr

Herr Seladon stützte sich hinten auf den Stuhl der Amasia, und flisperte ihr immer sachte in die Ohren. Es mußte ihr auch wohl nicht mißfällig seyn, weil sie mitten unter dem Singen zuweilen stille schwieg und ihn freundlich anlächelte; bald wiederum seine an ihrem Nacken spielenden Finger sanfte mit dem Fechel schlug, ohne über dieses Spielen zu erröthen oder böse zu werden. — —

Aspasia ließ ihre Augen von einer Seite zu der andern herumflattern, und man konnte sehr leicht aus ihrem höhnischen Nasenrümpfen abnehmen, daß sie sich gegen ihre Nachbarinn über andere aufhielt.

Besonders empfand ich über die Aufführung der Kosmia, die ihren gewöhnlichen Sitz in unserer Betstube hatte, und die man, ohne zu sündigen, für eine Närrin erklären konnte, einen wahren Widerwillen. — Mitten unter dem Gesange, öfnete sie nicht ohne vielem Geräusche die Thüre, und trat in einer abgeschmackten Stellung herein. Gezwungen warf sie den Kopf etwas rückwärts, als sie uns ihre Verbeugung machte. Nachdem sie einigesmal die Lippen hinter dem Fechel bewegt hatte — welches ein Gebet bezeichnen sollte — so nahm sie so fort ihren Platz zwischen mir und meiner Frau Muhme. — Neugierig giengen ihre weit aufgesperrten Augen in der ganzen Kirche herum. Kaum hatte sie einige Sylben mit gesungen, als sie zu der Fulvia sagte: Frau Gevatterinn! haben sie noch nicht auf den Crispin, der da gerade uns gegen über

steht,

steht, Acht gehabt? Wie andächtig er sich bezeigt! Wie heuchlerisch seine Mienen sind! Der Schalk! Er will gewiß durch seine Scheinheiligkeit der Einfalt einen Dunst vor die Augen machen, daß man ihm desto eher traue, und sich desto unvermerkter von ihm berücken lasse.

Und sehen sie doch, sehen sie doch! meine liebe Frau Fulvia, wie die alte Aurälia mit mehr als quackerischer Entzückung die Augen gen Himmel drehet? der Affe stellt sich, als wenn er allen Heiligen die Füße abbeissen wollte. Unter dieser scheinheiligen Maske sucht sie ihren unchristlichen Wucher zu verbergen, und will zugleich ihre jugendlichen Ausschweifungen verbeten. — Die Galle läuft mir über, wenn ich dort in dem Gitterstuhle die Chloris betrachte. Sie sitzet wie ein rechter Phantaste da. Wie eckelhaft, wie buhlerisch ist nicht ihr ganzer Anzug! Das weiß der liebe Gott, wo sie das Geld zu ihrem übertriebenen Putze hernehmen muß! Von ihren verstorbenen Aeltern hat sie es gewiß nicht geerbt: denn die haben kaum so viel hinter sich gelassen, daß sie unter die Erde gebracht werden konnten. Das bisgen Nähen und Stricken kann doch meiner Treu! nicht so viel abwerfen, solchen Staat zu machen. —

Meine Art ist zwar niemals, von andern Böses zu reden. Ich wollte aber wohl mein Leben lassen, wenn Chloris nicht mit dem Corüdon ein

heim-

heimliches Verständniß hätte, sie sollte sich nicht so wie ein Pfau brüsten können, sondern ganz anders aufgezogen kommen. — Aber, Frau Gevatterinn, wir wollen uns das stolze Ding in unsern Augen nicht stören lassen. Gott verzeihe es, wenn ich der Närrin zuviel thun sollte! Ich glaube es aber nicht, denn ihre freche Aufführung ist stadtkundig. —

Meine Frau Muhme hörte diesem albern Gewäsche geduldig zu. Denn im Vertrauen gesagt, es klebt ihr eben auch der Fehler an, den man dem größten Theile ihres Geschlechts vorwirft, sie läßt sich gerne neue Posten bringen, die sie begierig aufschnapt, und findet mit ihren Dutzschwestern an allen andern etwas zu tadeln. Diese Schwachheit, oder Laster, wie Sie es lieber nennen wollen, habe ich hernach ganz deutlich an ihr bemerket, als wir wieder nach Hause kamen. — Ueber solches Verhalten, bester Freund, hätte einen das Herz brechen mögen! — Ist es möglich? dachte ich, daß Christen, bey gottesdienstlichen Handlungen so kaltsinnig und unehrerbietig sich betragen können? Ein Mahumedaner bezeigt in seiner Moschee, und ein Heyde in seiner Pagode weit mehrere Ehrfurcht für seine Gottheit, als Christen in ihren Tempeln thun. — Nun war der Gesang zu Ende, und das ordentliche Sonntagsevangelium wurde verlesen, welches die unten in den Bänken, stehend, die meisten aber in den Logen, sitzend anhöreten. — Ich

selbst

selbst stund mit den andern auf, wurde aber gewahr, daß sowohl die Kosmia, als auch meine Frau Muhme mit lächelnder Miene auf mich sahen. Was dieses anzeigen sollte, erfuhr ich erst, nach geendigtem Gottesdienste, unter der Mahlzeit. — Nach Verlesung des Evangeliums wurde wieder gesungen, und alsdenn, wie gewöhnlich, geprediget. Man merkte es dem Prediger an, er habe vorher alles wohl überdacht, und auf seine Rede mühsam studieret. Jedes Wort war recht ausgesucht, die Zuhörer in Aufmerksamkeit zu erhalten. Er setzte die Materie in ein solches Licht und wußte sie so aufzuklären, daß derjenige einen sehr schlechten Verstand hätte haben müssen, der sie bey gehöriger Aufmerksamkeit nicht hätte fassen wollen. Er machte solche Schlüße, die vor dem Richterstuhle der richtigsten Vernunftlehre die schärfste Probe aushielten. Die Ermahnungen trafen das Herz, und rühreten auch die unempfindlichsten Gemüther. —

Die ganze Rede hatte meinen Beyfall; wie ich dagegen mit denen niemals zufrieden seyn kann, die nach der Anmerkung des Herrn Consistorialraths und Oberhofpredigers Meene in Quendlinburg, aus einer erdichteten Eingebung predigen, und unter einander reden, was ihnen in den Mund kommt. Daher auch die liebe Seele immer erwecket, immer ermahnet, immer gewarnet, immer getröstet wird, dabey sie aber nicht höret, was sie eigentlich zu beobachten

bachten, und zu vermeiden habe, oder wie sie es anfangen solle, sich zu erretten, und warum sie so und nicht anders glauben, leben und hoffen müsse. —

Unser geistlicher Redner hingegen, der wohl wußte, daß die ausserordentlichen Gaben des heiligen Geistes — die den Aposteln eigen waren — in diesen Tagen den Lehrern, aus weisen und heiligen Ursachen versagt wären, hatte zuvor, was er sagen wollte, reiflich überlegt. Alles hieng, wie eine Kette zusammen.

Eine geraume Zeit herrschte große Stille unter den Zuhörern, und man war auf den Vortrag aufmerksam, bis endlich der größte Theil vor allzubrünstiger Andacht einschlief. Gleichwohl blieb die Frau Kosmia munter, und sagte zu ihrer Nachbarinn: ich wüßte nicht, wie ich in der Kirche schlafen könnte. Eine so große Versammlung von Menschen, der mannigfaltige Unterschied ihrer Kleidungen und ihrer Bildung, ist ein recht bezaubernder Anblick, der uns zu verschiedenen Betrachtungen und Beurtheilungen der Anwesenden so viel Stof giebt, daß einem der Schlaf wohl vergehen muß.

Allein wer nur noch etwas Gefühl hatte, den konnte der beredte Vortrag des Herrn Eugenius — der mit warmen Herzen redete — ohnmöglich ermüden.

Eins fiel mir dabey auf. Es kam mir vor, als ob ich auch hier, die so sehr überhandnehmende Mode im Predigen fände. Denn nach Verlesung des Textes, hörte man nicht einen einzigen Spruch aus der Bibel anführen. — Ich muß zwar unverholen gestehen, daß mir die Methode unleidlich ist, wenn Sprüche auf Sprüche in der Rede gehäufet werden, und wenn man, um das Ansehen eines großen Schriftgelehrten zu haben, bey jedem Worte des Textes die übrigen Stellen anführet, darinne dasselbe auch vorkommt. Freylich ist dieses ein Mißbrauch. Auf der andern Seite aber ist der Schade noch wichtiger, wenn man nämlich die Bibel, um den Engländern nachzuahmen, in den Predigten ganz bey Seite setzet, und nicht einmal die Hauptsache daraus beweiset. Dadurch wird die Bibel, die ohnehin nicht mehr so häufig, als ehedem gelesen wird, endlich gar in Vergessenheit kommen.

Die Predigt wurde geschlossen, und das Abendmahl ausgetheilet. Mir war es, als ob Herr Eugenius dasselbe nicht ohne innerliche Wehmuth des Herzens ausspendete. Er mochte wohl eben die Beklemmung fühlen, als der König Hiskias, 2 B. der Chron. 30, 8. wo es heißet: des Volks war viel, die nicht rein waren, sondern aßen das Osterlamm nicht wie geschrieben stehet. Denn Hiskias hat für sie und sprach: Der Herr, der gütig ist, wird gnädig seyn. — Daß meine Muthmassung

nicht

nicht ohne Grund gewesen, zeigte sich gegen den Abend durch das Exempel des Ventosus, dessen Leichtsinn unter den Communicanten mir vorzüglich in die Augen leuchtete, und der dem Eugenius nebst mehrern bekannt seyn mochte.

So viel vor diesesmal aus dem Briefe des ehrlichen Amintor. Das übrige sollen Sie mit nächsten erhalten. Ich bin Ihr Freund ꝛc.

Der sechste Brief.

Pr. Pr.

Wie ich nicht zweifle, so werden Sie mein Schreiben von voriger Woche, nebst der copeylichen Beylage, aus dem Briefe des redlichen Amintor empfangen haben. Ohne eine Antwort darauf zu erwarten, gebe ich mir hierdurch die Ehre, Ihnen das Uebrige daraus mitzutheilen.

Nach geendigtem Gottesdienste, fährt Amintor fort, giengen wir nach Hause, wohin uns auch die Kosmia folgte, die zugleich mit zur Mittagsmahlzeit war eingeladen worden.

Ehe wir uns zu Tische setzten, sprach die Tochter der Fulvia, in deren wohlgebaueten Körper eine schöne und liebenswürdige Seele ihren Sitz genommen hatte, mit heiliger Anständigkeit, und zwar laut, ein kurzes Gebet. Ihre Andacht war dabey so natürlich und ungezwungen, ihre

Geberden hatten ein solches Ansehen der Gottesfurcht, daß ich ganz in Entzücken darüber gesetzet wurde.

Wir liessen uns darauf ohne Complimente und ohne Rangsucht nieder. Anfänglich herrschte in dieser kleinen Gesellschaft eine gänzliche Stille, die ich aber unterbrach, als ich merkte, daß der Hunger bey allen ziemlich gestillet seyn möchte. Die erste Frage die ich aufwarf, war diese: Warum man mich so genau in der Kirche beobachtet hätte, als ich bey Verlesung des Evangeliums aufrechts gestanden? Worauf sogleich die Antwort fiel: man habe sich verwundert, daß ich nicht gleich den andern, die um mich gewesen, wäre sitzen geblieben.

Haben Sie mir dieses verdacht? erwiederte ich, so muß ich Ihnen frey gestehen, daß ich mich über Sie verwundert habe, warum Sie nicht einen von langer Zeit hergebrachten löblichen Gebrauch mitmachen wollen.

Bereits zu Ausgange des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt, verordnete der Bischoff Anastasius, daß das Volk das Evangelium stehend anhören sollte. Ist denn aber dieses etwas unrechtes?

Vor wenig Tagen hatte ich Gelegenheit, einer gewissen Commißion beyzuwohnen, welche durch einen Landesherrlichen Befehl eröfnet wurde. Alle, die in dem Zimmer waren, stunden bey Verlesung

desselben auf. Der einzige Simplicius, der dergleichen feyerlichen Handlung noch niemals mochte beigewohnet haben, blieb auf seinem Stuhle unbeweglich sitzen. Jedermann verwies ihm solches als ein Zeichen der wenigen Hochachtung, die er gegen seinen Landesherrn hegen müßte. Damit wollte man also zu verstehen geben, das wären unartige Unterthanen, die gegen ihren Fürsten nicht so viel Respect hätten, seine Verordnungen stehend anzuhören. — Und dennoch sind es nichts mehr als Worte eines sterblichen Menschen, so weit ihn auch seine Würde über andere erhebet.

Sollten wir nun nicht wenigstens eben so viel Ehrerbietigkeit gegen den Unendlichen beweisen, wenn er uns seinen Evangelischen Willen verkündigen läßt? Stolze Christen werden ohne Beschämung das dritte Capitel aus dem Buche der Richter nicht lesen können, wenn sie in dem 21sten Verse finden, daß selbst der heidnische König Eglon von seinem Stuhle aufstund, wenn Ehud sprach: ich habe Gottes Wort an dich.—

Es ist wahr, versetzte meine Frau Muhme darauf, man muß sich aber doch von dem Pöbel unterscheiden!

In dem Hause des Herrn, sagte ich wiederum zu ihr, ist unter uns kein Unterschied. Daselbst sind auch die grösten Monarchen und ihre Unterthanen einander gleich. — Zudem scheinen Sie, Frau

Muhme, sich noch keinen richtigen Begrif von dem, was Pöbel heist, zu machen.

Nicht das ist Pöbel, was nach der weisen Einrichtung Gottes in einem niedrigen Stande lebet. Kein Stand der Menschen ist überflüßig, und alle sind Gottes Ordnung. Gesetzt auch, die Glieder des einen haben vor den andern äusserlich etwas mehr Ansehen und Gewalt, so hat doch in den Augen des unpartheyischen Gottes keiner vor dem andern etwas voraus. In jeder Ordnung ist der Gott angenehm, der dem Berufe, darein er durch die weise Vorsehung ist gesetzet worden, mit Eifer, Treue und Redlichkeit nachlebet.

Und wenn wir unsere Augen nicht muthwillig zuschliessen, so werden wir unter denen, die einen groben Kittel anhaben, und in schlechten Hütten wohnen, öfters erhabnere und rechtschaffenere Seelen antreffen, als unter denen, die sich mit Purpur und köstlicher Leinwand kleiden, und in prächtigen Palästen wohnen. Dergleichen edle Seelen können nicht mit dem Namen des Pöbels beleget werden.

Was versteht man aber denn eigentlich unter dem Worte Pöbel? Den Auswurf von Menschen, die Römer nennten ihn (feces) die Hefen; Leute, die des Adels ihrer Seele vergessen, und sich in allen Lastern herum wälzen. Den Gottlosen fällt ihr Pöbel zu, und laufen ihnen zu mit Haufen wie Wasser: (Ps. LXXIII. 10.)

Es giebt demnach in allen Ständen Pöbel. Vornehmen und geringen, gelehrten und ungelehrten Pöbel. Ja der große Friedrich redet so gar vom Pöbel unter den Prinzen.

Die Erfahrung lehret auch, daß der niedere Pöbel von dem vornehmen zuweilen, in solchen Thaten, welche die Menschheit entehren, übertroffen werde.

Ist es aber den niedrigen im Volke unanständig, wenn sie sich pöbel; oder lasterhaft aufführen; wie viel unanständiger und unverantwortlicher muß es denen seyn, welchen der unumschränkte Beherrscher der Welt einen erhabenen Platz unter den Sterblichen angewiesen hat, wenn sie durch Schand' und Laster vor andern sich auszeichnen.

In so ferne man also durch den Pöbel die Menge niederträchtiger und lasterhafter Menschen bezeichnet, so haben Sie Recht, Frau Muhme, daß man sich von ihnen unterscheiden müsse, nemlich durch eine edle Aufführung.

Ist es aber die niedrigste Ordnung in der menschlichen Gesellschaft, die der Hochmuth unter dem Worte Pöbel anzeigen will, und man wollte sie als etwas geringfügiges, mit stolzer Verachtung ansehen, so würde es nicht nur an dieser, sondern auch an ihrem Schöpfer selbst, der sie in diesen Stand gesetzet hat, eine unverantwortliche Versündigung seyn. Denn Gott ist es, der aus weisen Absichten, diesem

eine höhere, jenem eine niedere Stelle angewiesen hat. Salomo sagt: (Sprüchw. XXII. 2.) Reiche und arme müssen unter einander seyn, der Herr hat sie alle gemacht.

Wem aber Gott Hoheit und Rang aus freyem Willen gegeben hat, den verpflichtet er auch, denen, die auf einer niedrigern Stufe stehen, durch erhabene Verdienste vorzuleuchten, und ihnen ein lebendiges Beispiel der Tugenden zu werden. — Schande würde es denen seyn, die im Glanze weltlicher Größe schimmern, wenn geringere in wahren Tugenden es ihnen zuvor thun sollten. Der also seinem Stande Ehre machen will, fasset die edle Entschliessung: ich will mich ernstlich bestreben, einen größern Grad der Tugend zu erlangen als jener, der zu einer geringern Classe in der Welt gerechnet wird; jetzt kömmt mir einer von diesen unter die Augen, an dem ich eine Tugend erblicke, welche die schönste Zierde des Menschen ist, und die ihn zu einem ganz besondern Vorwurfe der Gnade und der Liebe bey Gott, der auf das niedrige siehet macht, nemlich die Demuth. Wohlan! das soll mich anspornen, recht niedrig und herablassend zu werden, gleich dem Könige David, der eben solche Gesinnungen hegte. Er sprang vor Freuden vor der Lade des Bundes. Die stolze Michal rückte ihm dieses Bezeigen mit den anzüglichen Worten auf: wie herrlich ist heute der König in Israel gewesen, der sich vor den Mägden seiner Knechte entblöset hat, wie sich die losen Leute entblössen. — Der von heiliger

Freude

Freude berauschte König gab die unvergleichliche Antwort darauf: Ich will noch geringer werden denn also und mit den Mägden, davon du geredet hast, die Ehre haben. 2 Sam. 6, 21.

Gesetzt nun der niedrige Haufe leget die Demuth des Herzens, die innerliche Hochachtung und Ehrerbietung gegen den Unendlichen, durch äusserliche Zeichen, an den Tag; darum stehet er auf, wenn er das Wort des Herrn aller Herren verlesen höret, würde es wohl einem von höhern Range, verzeihlich seyn, daferne er nicht wenigstens eben das thun sollte?

Gut! antwortete die Fulvia, ist denn aber auch das Auferstehen ein Zeichen der Ehrerbietung? Allerdings, war meine Gegenrede, Gott hat es selbst dazu gemacht, da er 3 B. Mos. 19, 32. den Befehl gab: vor einem grauen Haupte soll man aufstehen, und die Alten — die eine gute Wissenschaft und lange Erfahrung ehrwürdig machet — soll man ehren.

Und wie? stunden Sie nicht selbst auf, als die Frau Kosmia in Ihren Betstuhl trat, und Sie derselben Ihre Hochachtung bezeugen wollten? Die Frau Fulvia wandte ein, es geschehe wohl das Aufstehen, wenn das Wort Gottes verlesen wird, bey den meisten nur aus bloser Gewohnheit. — Es kann seyn, sprach ich; sollte man aber alles unterlassen, was heut zu Tage in der lauen Christenheit nur

aus Gewohnheit geschiehet, so müßte der wahre Verehrer der unsichtbaren Gottheit auch nicht mehr beten, nicht mehr in die Kirche und zum Abendmale gehen und überhaupt keine gottesdienstliche Handlung mehr verrichten, weil dieses alles bei vielen, weiter nichts, als Gewohnheit ist. Der Misbrauch einer Sache hebt den rechten Gebrauch auch nicht auf.

Fulvia war so gleich mit der Antwort fertig. Wozu dienet das äusserliche? Gott siehet das Herz an.

Sie haben recht, sagte ich, Gott siehet allerdings das Herz an; und wo kein rechtschaffenes Herz ist, so hat Er an den andächtigsten Mienen und Geberden einen Abscheu, weil sie nichts als eine eckelhafte Heucheley sind. Wo ist aber ein genaueres Band als dasjenige, welches die Natur zwischen Leib und Seele geknüpfet hat? Die Seele, das Gemüthe, das Herz können ihre innerliche Entschliessungen und Bewegungen nicht verbergen. Alle Affecten lassen sich auch äusserlich sehen, und sie haben eine solche Macht über den Leib, daß sich der eine grosse Gewalt anthun muß, der seine Leidenschaften verbergen will.

Dem Iracundus tritt gleich das Feuer in die Augen, wenn man ihm nur mit einem Worte zunahe kommt. Der Belinde zittern Händ und Füsse, sie schäumet vor Bosheit, wenn sie erfährt, es sey von ihr übel gesprochen worden.

Ich

Ich halte es also für ausgemacht, wer Gott innerlich ehret, wer ihm innerlich dienet, der kann nicht anders, als solches durch äusserliche Zeichen kund geben.

Sind wir überdieses nicht schuldig, andern Menschen die Ehrfurcht, die wir gegen das höchste und anbetungswürdigste Wesen in unserm Herzen hegen, zu erkennen zu geben? Wie werden sie uns sonst zutrauen können, daß wir unsre Verbindlichkeiten gegen sie erfüllen werden, wenn sie kein Zeichen an uns erblicken, daß wir unsere Pflichten gegen Gott beobachten? Weil ja daraus die Pflichten gegen den Nächsten herrühren. Nicht zu gedenken, daß es uns oblieget, durch ein gutes Beispiel unsere Brüder zur Ehre, Furcht und Liebe Gottes anzureitzen.

Hier fiel mir Kosmia in die Rede und sagte: Sie haben uns jetzt recht in Ihrer Schule gehabt, schonen Sie Ihre Lunge und schöpfen frischen Odem! Hier ist ein Glas Wein! Wohlan auf die Gesundheit Ihrer werthen Familie? — Ich versicherte, daß ich noch unverheyrathet wäre. Da ich aber Bescheid thun wollte, fragte ich: Wie zahlreich ist Ihr geehrtes Haus.

Ich habe mit meinem angetrauten Manne, versetzte sie, eine einzige Tochter gehabt, die zu meinem Troste noch lebet, drey Söhne sind in der Ewigkeit.

Sie merkte, daß ich über ihren schlechten Witz betreten war, und da ich sie mit einer ernsthaften Miene ansahe, so trieb ihr mein Anblick eine solche Schaamröthe in das ganze Gesichte, daß Stirne und Wangen, wie ein glüendes Eisen funkelten. In ihrer Verwirrung fuhr sie fort: Mein seliger Mann, tröst' ihn der liebe Gott! war ein guter Mann; ich wollte, daß er noch lebte! In einem Alter von sechzehn Jahren schenkte ich ihm mein Herz, und wurde mit ihm getrauet. Ich war leichtfertig genung, zu fragen, ob er mit dem Herze allein zufrieden gewesen sey? Da ich immer geglaubt hätte, ein Ehemann wolle die ganze Person seiner Frau haben. — Gehen Sie doch weg! sprach Kosma lächelnd, Sie geben auch auf alle Worte acht. Mein Mann hatte ein großes Zutrauen zu mir; wenn zuweilen ein guter Freund bei ihm war, er aber nöthiger Verrichtungen wegen ausgehen mußte, so entschuldigte er sich, unter der Versicherung, bald wieder zu kommen; meine Frau, setzte er hinzu, wird ihnen indessen die Zeit wohl zu verkürzen wissen. Mein Mann konnte sich darauf verlassen, daß ich es redlich thun würde, wenn er auch noch so lange wegbliebe. Er hatte auch nicht Ursache, einen bösen Verdacht von mir zu schöpfen, denn ich bin gewis eine ehrliche Frau. — Ich will es wohl glauben, hieß es von meiner Seite, und weil Sie es selbst versichern, so wird wenig Zweifel daran seyn. Es ist aber nicht allemal gut, wenn man zuviel trauet. Man wird

bis-

bisweilen betrogen. Ich habe in meiner Vaterstadt eine betrübte Geschichte davon erlebet. — Ein Mann, der in einer ansehnlichen Bedienung daselbst stand, hatte eine Frau, die nicht übel aussahe; er liebte sie zärtlich, und würde sehr betrübt gewesen seyn, wenn er sie durch einen frühen Tod hätte verliehren sollen. —

Eines Tages kommt er von einer Reise zurück, da ihm denn die Frau einen Traum erzählet, den sie die vorhergegangene Nacht gehabt haben wolte. Ach! sagte sie, mein Schatz, wobei sie ihm mit verstellten Thränen um den Hals fiel, ach! wenn wir nur nicht durch den Tod von einander getrennet werden! Mich deuchtete im Schlafe, als wenn der heilige Augustinus in einem weisen Mantel, mit glänzenden Strahlen um das Haupt vor meinem Bette stünde, sich hernach sachte zu mir legte, und mich umarmte, als wenn er mich zu sich ziehen wollte. — Beunruhige dich nicht mit schweren Gedanken, mein Engel! sagte der gute Mann; ich würde zwar untröstlich seyn, wenn ich dich, die andere Helfte meines Lebens, verlieren sollte! Aber Träume sind Träume. Und dadurch wurde sie getröstet.

Mich versicherte hernach der Nachtwächter, daß er eben dieselbe Nacht, bei dem Schimmer des Mondlichtes, einen langen Mann mit einem weisen Mantel und mit einem Tressenhute, in das Haus des Calpurnius sich habe hineinschleichen gesehen.

Das war was drolligtes meynte die Frau Kosmia, klopfte mir mit vielem Lachen sanfte auf die Schulter, und nennte mich einen losen Mann.

Hier mein Bester, muß ich abbrechen. Sie sollen den nächsten Posttag, wenn mir keine wichtige Hindernis vorfällt, den Rest entweder auf einmal, wo aber dieses nicht möglich seyn sollte, dennoch künftige Woche, bis zu Ende erhalten. Ich bin nach meiner Gewohnheit, das ist, mit aller nur ersinnlichen Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Der siebende Brief.

Pr. Pr.

Hier haben Sie die Fortsetzung des versprochenen Briefes von dem Amintor.

Die Frau Fulvia, schreibt dieser gute Freund, welche befürchtete, wir möchten auf einen kützlichen Punct kommen, suchte das Gespräch auf etwas anders zu lenken, indem sie das vor ihr stehende Glas mit den Worten ergrif: Es müße allen guten Freunden wohlgehen! Warum denn nicht auch allen Feinden? fragte ich; der hohe Stifter unserer heiligen Religion hat uns ja befohlen, auch die Feinde, Verfolger und Lästerer zu segnen, oder ihnen alles Gute von Herzen zu wünschen, wenn wir unter die glückselige Anzahl der Kinder Gottes gehören wollen. —

Ich

Ich dachte es, so bald das Wort aus dem Munde war, sprach die Frau Fulvia, daß Sie mir Eins auf den Pelz geben würden. — Ich bedaure, war meine Antwort, daß es nur der Pelz empfunden hat, ich wünschte, daß es das Herz fühlen möchte!

Sie sind ein recht böser Mann, erwiederte die Fulvia, nicht ein einziges Wort entwischt Ihrer Aufmerksamkeit.

Indeß klopfte jemand an die Thüre. Lottchen! rufte Fulvia ihrer Tochter zu, siehe doch einmahl hin, wer angeklopfet hat! Den Augenblick stund das gute Mädchen auf, gieng, kam wieder und sagte: ein armer mitleidenswürdiger Mann bittet flehendlich um eine kleine Gabe. —

Wer weis was es vor ein Landstreicher ist, fuhr Fulvia hastig auf, alles legt sich ietzt aufs Betteln; die Obrigkeit sollte dem Unwesen zu steuren suchen; ich gebe ohnedieß jährlich 4 Groschen in die Armencasse; man müßte viel Geld haben, wenn man jeden Herumläufer auch nur einen Pfennig geben wollte.

Zürnen Sie nicht, Mama, replicirte das liebe Lottchen, Gott hat uns ja im Irrdischen vor vielen andern gesegnet, daher verbindet er uns auch, Werkzeuge der Barmherzigkeit unter den Dürftigen zu werden. Leihet, spricht unser Heiland, da ihr nichts wieder zu hoffen habt. — Wenn es der Mensch nur werth ist, versetzte Fulvia. —

Er sey es auch nicht werth, wenn wir nur aus redlichen Herzen ihm das Brodt brechen, fiel die Antwort Lottchens; wir alle sind nicht der geringsten Wohlthat würdig, mit welcher uns der liebreiche Vater im Himmel begnadiget, der seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute, und sowohl auf das Feld des Gerechten als des Ungerechten Thau und Regen herabträufeln läßt. Ueber dieses leuchtet dem armen Manne die Ehrlichkeit aus den Augen heraus. —

Ein zündender Wetterstrahl, der seine Wohnung in die Asche legte, hat ihn in die dringende Nothwendigkeit gesetzet, die Barmherzigkeit der Begütertern anzuflehen. — Fulvia, die etwas anhaltend war, war gleich mit dem übereilten Urtheile fertig; ich habe es gedacht, daß es ein Bösewicht wäre, den die Rache Gottes verfolgt. Ach! liebe Mama, antwortete Lottchen, richtet nicht, spricht unser Erlöser, so werdet ihr auch nicht gerichtet. — Dem heiligen Paulus fuhr eine giftige Otter an die Hand, da er auf der Insel Melite Holz ins Feuer warf, bey welchem er sich, nach ausgestandenem Schiffbruche, wärmen wollte (Apostelg. 28.) Die Unwissenden fällten das liebloseUrtheil, Paulus müße ein Mörder seyn, den die Rache Gottes nicht wollte leben lassen, weil er zwar den wütenden Wellen des Meeres entgangen wäre, ihm aber ietzt dieser Zufall mit der Otter begegnete. Der Erfolg wies es aber aus,

wie

wie übel das blinde Volk geschlossen hatte, da der Biß des giftigen Thieres dem Apostel keinen Schaden that. —

Hiob, dem selbst der Geist Gottes das rühmliche Zeugnis beyleget, es sey ihm an wahrer Frömmigkeit in dem ganzen Lande keiner gleich gekommen, und den die Vorsehung mit allen den Gütern begabt hatte, die der Wunsch der Menschen sind, dieser wahre Freund Gottes, wurde durch die traurigsten Unglücksfälle ärmer, als Irus. — Wer wollte demnach von den äuserlichen Schicksaalen der Menschen auf ihre innerliche Gemüthsbeschaffenheit sicher schlüssen können. Ja, alles unter der Sonne ist vergänglich und hinfällig. Wie unvermuther können uns, bald durch diesen, bald durch jenen Zufall unsere Güter entrissen werden! —

Weil wir also Zeit und Vermögen haben, muß uns Wohlthun eine Lust seyn. Machet euch Freunde, mit dem ungerechten Mammon! ruft Jesus den Begüterten zu Luc. 16. 9. nehmlich durch Gutthätigkeit gegen die Armen, wenn sie besonders unverstellte Verehrer Gottes sind. — Mit etwas Unwillen warf Fulvia einen Sechser auf den Tisch und befahl, ihn dem Bettler mit beygefügter Warnung zu bringen, daß er das Geld nicht übel anwenden möchte! — Der Elende, dem ich aus meinem Vermögen noch etwas zuschoß, dankte mit gerührtem Herzen, und gieng freudig fort.

Nach

Nach wenig Augenblicken hörte man abermal anklopfen. Schon wurde der Frau Fulvia bange, sie möchte wiederum um ein Allmosen angesprochen werden. Es öfnete sich aber eine freudigere Scene. Lottchen kommt und sagt: Hier ist ein Brief von dem Herrn Euklio — der sich empfehlen läßt — nebst einem Paquet, darinnen die jährlichen Zinsen auf ein Capital á 3000 Rthlr. seyn sollen, der Bediente wartet auf Antwort.

Nun hieß es, führe ihn, meine Tochter, nur in die Nebenstube, bis ich mit der Antwort fertig bin. Solte er etwa noch nicht gegessen haben, so kannst du ihm nur ein Stück von dem Gesindebrodte abschneiden, und aus dem Topfe hinter dem Feuerheerde etwas altes Schinkenfett darauf schmieren. Im Keller steht eine Bouteille Bier, das schon etwas säuerlich ist, davon kannst du ihm ein Glas voll geben. Nimm aber nicht von unsern gewöhnlichen Tischgläsern, die sind zu groß, das Bier ist stark, es könnte dem Kerl in Kopf steigen. In der Spinde steht ein etwas kleineres. Mache nur bald, denn wir werden sogleich vom Tische aufstehen.

Ganz aufgeräumt betrachtete die Frau Wirthin das erhaltene Paquet, erbrag den beygelegten Brief, und fragte, ob es uns gefällig wäre aufzustehen? — Lottchen, welcher ein Wink zu beten gegeben wurde, nahm die Miene einer ernstlichen und ehrerbietigen Andacht an, faltete die Hände

und

und schämte sich nicht, mit lauter Stimme dem Geber aller Guten und vollkommenen Gaben den demüthigsten Dank abzustatten.

Mir war dieses überaus rührend, und ich fühlte einen heimlichen Abscheu gegen diejenigen, die gegen ihren gütigen Schöpfer und täglichen Wohlthäter sich so undankbar bezeigen, daß sie den vernunftlosen Einwohnern der Wälder ähnlich sind, die nicht einmal nach dem Baume sehen, der sie so reichlich mit Eicheln versorget.

Wir wünschten einander, wie gewöhnlich eine gesegnete Mahlzeit. Darauf ließ sich die Frau Fulvia vernehmen, Gott verzeihe mir! diesen Nachmittag kann ich unmöglich in die liebe Kirche gehen; ich muß das empfangene Geld durchzählen, die Quittung darüber schreiben, und dem Herrn Euklio auf seinen Brief antworten.

Und Sie, Frau Muhme, redete ich dazwischen, wollten über dem Irrdischen das Geistliche vergessen! Können Sie wohl die öffentlichen Erbauungsstunden und die gemeinschaftlichen Gottesverehrungen ohne Noth verabsäumen? Sie dürften ja nur vorläufig mit zwo Zeilen melden, daß Ihnen das Geld richtig sey eingehändiget worden, die Beantwortung des Briefes aber könnte nach geendigten Gottesdienste geschehen.

Wie kann ich denn, war ihre Einwendung, über Geld quittiren, das ich nicht durchgezählt habe? Herr Euklio ist ein Mensch, der sich leicht irren

und eine Fledermaus für einen Dreyer ansehen kann. Ich kann ein andermal in die Kirche gehen.

Ganz gut! versetzte ich darauf, vielleicht kann aber eben jetzt der glückliche Augenblick seyn, daß Sie gerade das in der Predigt hören, was Ihnen zu wissen unumgänglich nöthig ist, und woran Sie sonst nicht gedacht haben würden. Vielleicht werden Sie sprechen, man kann zu Hause eine Predigt aus der Postille lesen. Alles wahr! Eine lebendige Stimme aber ist ganz was anders, als ein schriftlicher Vortrag, und macht weit grössern Eindruck in unsere Seele. Sie können auch zu Hause beten, und mir ist nicht unbekannt, daß Sie viel auf Cubachs Gebetbuch halten. Wenn aber Ihr Herz, wie in gegenwärtigem Falle, mit fremden Dingen eingenommen ist, so wünschte ich, daß es Ihnen nicht wie jener Jungfrau gehet, die bey entstandenem Donnerwetter in der Angst das Gebetbuch erwischte, und das erste beste Gebet, das sie aufschlug, welches aber auf eine Frau gemacht war, die um eine glückliche Entbindung bittet, ohne sich zu besinnen, herstammlete.

Lernen Sie hier, Frau Muhme, die Unart des menschlichen Herzens kennen. Alles übrige, es mag so geringe seyn wie es wolle, ziehet man immer der Sorge für die unsterbliche Seele vor. Vorietzo empfehle ich mich, und werde mit gütiger Erlaubnis Ihre Jgfr. Tochter in die Kirche begleiten.

Die

Die ganze Stellung des liebenswürdigen Lottchens während des Gottesdienstes, war ein beredter Beweis der Andacht und der heiligen Inbrunst, davon ihre zarte Seele unter dem Gebete und Singen mußte eingenommen seyn. Ihre Aufmerksamkeit auf die Worte des Lehrers drückte die eifrige Begierde nach der lautern Milch des Evangeliums aus, um dadurch gebessert zu werden, in der Busse, in ungefärbtem Glauben und in der Heiligung zuzunehmen.

Bey unserer Zurückkunft hatte die Frau Fulvia den Caffee schon fertig. Ich konnte mich nicht enthalten, derselben meine innigste Zufriedenheit über das gesetzte Wesen und recht christliche Verhalten ihrer Jgfr. Tochter zu bezeigen. — Lottchen, die über dieses Lob bescheiden erröthete, sagte mit reizender Anmuth, Sie beschämen mich ganz, Herr Vetter, mit einem Lobe, dessen ich nicht würdig bin. Ich achte es aber für ein unschätzbares Glück, bey gläubigen Bewußtseyn meiner Begnadigung durch Christum der frohen Ewigkeit auf dem Fade der Tugend und der Gottseligkeit entgegen zu wandeln; wie viel mangelhaftes aber finden wir noch, auch bey dem redlichsten Bestreben dem Herrn gefällig zu werden! So du willst, Herr, Sünde zurechnen, Herr wer wird bestehen können. Und ist etwas gutes am Leben mein, so ist es, o Geist Gottes! lauter dein.

Indem wir uns also unterredeten, entstund ein kleines Geräusche in der Küche, als ob ein Topf zerbräche. — Die Frau Fulvia entfärbte sich, und es entfuhren ihr die Worte: Die Köchin hat gewis wieder Schaden gestiftet! Man möchte sich zu Tode ärgern! Wie lange ist es, daß sie mir einen zinnern Teller zerschmelzen ließ! Ich hatte ihn über die Kohlpfanne gesetzt und will Ragout wärmen, gehe aber in die Stube und denke nicht eher als nach einer langen Weile daran. Geschwind laufe ich der Küche zu, und mein Teller war pritsch. — Ich wollte die Köchin entschuldigen, weil sie wäre verschickt gewesen, habe sie nicht auf den Teller acht geben können. Diese Entschuldigung half nichts; warum bleibt sie so lange weg, hieß es.

Lottchen kommt und erzählt, Mops habe ein altes Töpfgen umgestossen, davon sichs nicht die Mühe zu reden verlohnte.

Ganz entrüstet rufte die Fulvia: Sophie! Die Köchin erschien den Augenblick: Madame! was befehlen Sie? Was ich befehle? kannst du noch fragen? Hast du nicht wieder einen Topf zerbrochen? — Vergeben Sie Madam, sagte Sophie, der Hund hat ein Töpfgen vom Heerde geworfen, das sonst zu weiter nichts taugte. — Nun soll es der arme Hund über sich nehmen; warum lässest du ihn in die Küche kommen, und das sag ich dir einmal vor allemal, du mußt einen andern

Topf

Topf schaffen, oder ich ziehe dir das Geld dafür am Lohne ab. Das war das Ende vom Liede bey der Frau Fulvia. — Ich wollte mir es gerne gefallen lassen, fieng die Köchin weinend an, aber — Schweig! Mensch, eine Magd wie du, muß allemal unrecht haben, und darf gegen ihre Frau nicht mucksen! Wenn du noch ein Wort redest, solst du ein paar tüchtige Dachteln weg haben, und gehe mir fluchs aus den Augen. Mit dieser weiblichen Beredsamkeit gebot Fulvia Stillschweigen.

Sophie gieng in den Hof, ich folgte, und drückte ihr einen halben Gulden in die Hand, welchen ich als ein kleines Trinkgeld anzunehmen bat, indem ich im Begriff stünde, abzureisen. Ich fragte aber noch, wie viel der Topf, darüber die Frau ein so grosses Lärm gemacht hatte, werth wäre? Sophie sagte, für 3 Pfennige kann ich einen neuen haben, der noch einmal so groß ist. Das ist aber meiner Frau ihre löbliche Gewohnheit, daß sie aus der Haut fahren möchte, wenn es nur die geringste Kleinigkeit betrift, die nicht nach ihrem Kopfe geht, und droht den Augenblick mit Schlägen. Ich will froh seyn, wenn mein Jahr um ist! Länger bleibt auch kein Gesinde in ihrem Dienste.

Nun gab ich meinem Knechte Befehl, sich zur Heimreise fertig zu machen. Da ich Abschied zu nehmen wieder in die Stube kam, und meinen Hut und Stock suchte, sprach die Frau Fulvia,

bey der sich der Zorn gelegt hatte, warum eilen Sie denn Herr Vetter, heute müssen Sie noch hier bleiben! Der aufgeklärte Himmel, der uns anlacht; die sanft wehende Lüfte, die wir athmen; die regen Schaaren der Vögel, die sich unter harmonischen Gesängen zu den Wolken aufschwingen; alles lockt uns heute aus unsern Wohnungen, auf die mit buntfarbigen Blumen und Kräutern übersäeten Gefilde. In Ihrer Gesellschaft, mein lieber Herr Vetter, muß ich heute das unschuldige Vergnügen geniessen, das sich uns auf allen Seiten darbeut. Man schmeckt auch das Vergnügen gedoppelt, wenn man es mit ächten Freuden theilen kann. In dem mit vielem Geschmack angelegten Garten des Herrn Leanders, werden uns die Schönheiten der Natur die angenehmste Augenweide verschaffen, und die Güte des Herrn, deren die Erde voll ist, zu bewundern reizen.

Weil ich nun wußte, daß ich zu Hause nicht viel zu versäumen hatte, so nahm ich dieses Anerbieten mit vielem Dank' an.

Sie müßen aber nicht ungehalten werden, Frau Muhme, sagte ich, wenn ich frey von der Leber wegrede, und bekennen muß, daß Sie zu hitzig sind. Der alte Topf verdiente es wohl nicht, so viel Aufhebens zu machen, es war auch eine grosse Uebereilung, die arme Köchin, die sich mit Bescheidenheit entschuldigte, so herunter zu reissen, und sie mit Schlägen zu bedrohen. Jedermann ist

es,

es, selbst vor den ansehnlichsten Gerichten sich zu vertheidigen vergönnet. Erinnern Sie Sich nur, was der Apostel spricht: Die Herrschaften sollen das Dräuen gegen das Gesinde lassen, in Betrachtung, daß sie auch einen Herrn über sich im Himmel haben.

Schlüge Gott mit Blitz und Keilen, gleich
auf jeden Fehltritt zu,
O wie wenig würden Greise! und wo blieben
ich und du?

Günther.

Haben wir selbst mit vielen Unvollkommenheiten zu kämpfen, und verlangen, daß unsere Bedienten solche an uns vertragen sollen; wie können wir denn ganz vollkommene Leute in unserm Dienste erwarten? Daher müßen wir mit ihren Fehlern Geduld haben.

Ich räume es willig ein, antwortete die Frau Fulvia, daß meine Natur zu heftigen Aufwallungen geneigt sey, und erkenne die Nothwendigkeit, durch tägliches Gebet, und genaue Achtsamkeit auf mich selbst, nicht nur den Zorn zu bezähmen, sondern ihn auch als den fürchterlichsten Feind zu bekriegen. Ich weiß, der Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist, und wir Christen werden auf das Exempel des großen Erlösers gewiesen, der uns zuruft: Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig.

Freylich, war meine Gegenrede, und alle Uebereilungen können uns bey dem Gesinde, das uns auf der schwachen Seite dadurch kennen lernet, unmöglich Ehre bringen.

Denn was ist die Ehre anders, als die hohe Meynung, die man von eines guten Eigenschaften hat? Daraus entspringet Hochachtung, die ich gegen ihn in meinem Herzen hege, und die sich hernach auch durch die äußerlichen Geberden zeiget. Werden wir aber an einem Menschen keine Tugenden gewahr, so könnten wir ihn auch nicht hochachten und ehren. Alle ehrerbietige Zeichen, die man gleichwohl gegen ihn blicken läßt, sind nichts als eine Verspottung.

Wenn nun, Frau Muhme, ihre Untergebene mehr Sanftmuth, mehr Leutseligkeit und Freundlichkeit an Leuten von niedrigem Stande, als an Ihnen finden, wo will die Ehrfurcht gegen Sie bey denselben herkommen? Sich selbst bezwingen, seinen Zorn unterdrücken können, das bringt Ehre, das bringt Hochachtung. Das bekräftiget auch die Schrift mit diesen Worten: Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker, und wer seines Muthes ein Herr ist, — wer über sich selbst herrschet, und seine Seele in Ordnung halten kann — der ist besser, als der, so Städte gewinnet. Sprüchw. 16, 32.

In der That war es etwas lobenswürdiges an der Frau Fulvia, daß sie es, wider die Gewohnheit ihres Geschlechts, nicht übel nahm, wenn man sie erinnerte, wo sie sich übereilet hatte. — Als ich daher fragte, ob sie nicht recht böse auf mich wäre, da ich so offenherzig meine Meynung entdeckte, so antwortete sie: Ich wüßte nicht, wie ich es über mein Herz bringen könnte, auf Sie böse zu werden; daraus habe ich Sie vielmehr als einen wahren Freund schätzen lernen, weil Sie mir nichts übersehen, was mir Schaden bringen, und hier oder dort zur Beschämung dienen könnte. Sie und die Tochter des Hauses kleideten sich an, und so begaben wir uns in den gedachten Garten.

Hier ist nun wiederum ein Stück von dem Briefe des Amintors. Binnen hier und drey Tagen bekommen Sie, werther Freund, wenn wir leben und Gott will, zuverläßig den ganzen Rest.

Leben Sie wohl! Ich bin der Ihrige ꝛc.

Achter Brief.

Pr. Pr.

Endlich kann ich Ihnen einmal den Schluß von des Amintors Briefe schicken.

Kaum waren wir, schreibt er, in des Leanders Garten etwas vorwärts gegangen, so erblickten wir in einer kleinen Entfernung die tugendhafte

Arete, die uns mit munteren Schritten entgegen eilete. Mit zärtlichen Liebkosungen umarmte sie ihre gleichgesinnete Schwester, das anmuthige Lottchen. Schwesterchen! sprach sie, schmachtend nach deiner Ankunft hab' ich hier in dem bunten Schooße der Flora gesessen. Meine ganze Seele wurde mit unwiderstehlicher Gewalt in Entzücken dahin gerissen, wenn ein sanfter Zephyr mir die balsamischen Düfte, der mit einnehmender Mannigfaltigkeit spielender Farben um mich herumstehender Blumen, zuwehete, und der bezaubernde Gesang der Vögel mein Ohr durchdrang.

Wie laut prediget dieser geschmückte Sammelplatz wahres Vergnügen suchender Menschen, von der Größe seines Urhebers! Aber ach! von welch einer flüchtigen Dauer ist alles, was ich bewundernd betrachte! Ehe man es denkt, ist die in majestätischer Pracht sich erhebende Blume verwelket. Eben so flüchtig sind die Tage unsers Lebens. Schnell rauschen sie dahin; gleich dem Adler, der die Luft mit äußerster Behendigkeit durchstreicht. Und gleichwohl giebt es so viele, die jedem Anfalle erhitzter und gereizter Triebe ganz verblendet folgen. Der Jude Philo hat ihr Bild recht treffend geschildert, wenn er sie (B.d. Weish. 11.) also redend einführet: Ohngefähr sind wir gebohren, und fahren wieder dahin, als wären wir nie gewesen. Wohl her nun und lasset uns wohl leben, weils da ist, und unsers Leibes brauchen, weil er noch jung ist!

Sehe

Sehe ich recht, so geht dort hinter der Laube die Amasia, unter der Begleitung des Seladon. — Ja, ja sie ist es. Das gute Mägdchen! wie verändert sind ihre Gesinnungen, seitdem sie in den Umgang der süßen Herren gerathen ist, und unsere kleinen Versammlungen verlassen hat, wo wir in müßigen Stunden, bey unsern wechselseitigen Besuchen, unterhaltende Uebungen zu Beförderung des innern und thätigen Christenthums anstellten; bald durch die reizenden Töne zitternder Saiten des Claviers, auf eine unstrafbare Art uns ergötzten; bald mit Brocks irrdischem Vergnügen in Gott, Gellerts und anderer moralischen Schriften, die Zeit nützlich hinzubringen suchten.

Deutlicher Beweis! wie unvermerkt auch die besten Seelen in den Gesellschaften verführerischer Menschen, eine vergiftete Luft einsaugen, durch böse Sitten und Beyspiele ausarten können!

Indem Arete uns auf ihre Sittenlehre aufmerksam machte, erblickten wir unvermuthet den Ventosus, den ich des Morgens unter andern bey dem Abendmale des Herrn bemerkt hatte. Faselnd näherte er sich der Amasia, die mit einigen ihrer Freundinnen sich vertraulich unterhielt, küßte ihr ehrerbietig die Hand, und sagte spasend: Ist es möglich, anbetenswürdige Schöne, den schalkhaften Seladon zum Gesellschafter zu haben? Lächelnd gab diese zur Antwort: ich glaubte, mit einem recht artigen Herrn Umgang zu haben. Recht so!

meine

meine Göttin, sagte Seladon, und drückte ihr mit der verliebtesten Stellung die Hand.

Ventosus bückte sich gegen ihre Brust, an welcher ein Straus wohlriechender Blumen steckte. Himmel! rief er aus, welch ein angenehmer Geruch mir in die Nase duftet!

Sie sind recht lose! versetzt darauf Amasia, ob man gleich nicht abnehmen konnte, was ihr diese Worte abzwang.

Behüte Gott! war sogleich Ventosus mit der Antwort fertig, ich bin heute recht fromm geworden, sehen Sie mir es nicht an dem schwarzen Kleide an, das ich den ganzen Tag nicht abzulegen pflege, wenn ich zu Gottes Tische gewesen bin.

Seladon fiel ihm in die Rede und sagte, heute wird sich eine lustige Gesellschaft, wenn wir in die Stadt zurück kommen, in dem Hause der Frau N. versammlen. Unsere Freude würde nicht vollkommen seyn, wenn wir dich nicht bei uns haben sollten. Du kannst die ganze Gesellschaft mit Deinen schnurrigten Einfällen aufgeräumt machen.

Heute kann ich, mein Brüderchen, meiner Seelen nicht der Gesellschaft beiwohnen. Was würden wohl die abergläubischen Leute von mir denken, welche wissen, daß ich fromm geworden bin. Wenn es morgen wäre, so wollte ich nach meiner Gewohnheit, mitmachen.

Die

Die Haut schauerte mir bei diesem offenherzigen Geständnisse, und es fielen mir die Worte des heiligen Petrus ein: Der Hund frißt wieder, was er gespeyet hat, und die Saue wälzt sich nach der Schwemme wieder im Kothe.

Kann ein Mensch, kann ein Christ, sprach ich bei mir selbst, mit solcher Verwegenheit der heiligsten Stiftungen des Erlösers und seines Todes spotten?

Leider ist der meisten Frömmigkeit nur eine sogenannte Kirchenfrömmigkeit!

Weil sich der Himmel mit schwarzen Wolken bezogen hatte, und es schon von weiten zu donnern und zu blitzen anfieng, so verließen wir die anmuthige Gegend und eileten in die Stadt zurück. Der Weg trug uns vor einem Hause vorbei, in welchem — wie es schiene — man sich recht um die Wette beeiferte, was nur Tugend, Gottseligkeit und Ehrbarkeit heisen kann, zu unterdrücken, und alle Arten von Ausschweifungen zu begehen. Die starken Getränke, die das Haupt unverschämter Bösewichter benebelt hatten, redeten durch den trunkenen Mund. Ein unmenschliches Jauchzen; ein nach dem dumpfigten Klange des Saitenspiels üppiges Hüpfen, ärgerliche Zoten, Schauer erweckendes Fluchen, häßliches Gezänke bei gewinnsüchtigem Kartenspiele, unverschämtes Betragen gegen das andere Geschlechte stellten hier die finstern Wohnungen der unreinen Geister

vor.

vor. Kurz, diese Rasenden verhielten sich so, daß sie sich des Verdachts nicht entschütten konnten, als ob sie den ehrwürdigen Namen der Christen vergessen und sich vorgenommen hätten, Gott durch Uebertretung und Sünden zu schänden. Alle diese der schärfsten Ahndung würdigen Laster wurden frey, selbst an dem Tage ausgeübet, welchen der grosse Gott zu seinem Dienste besonders bestimmet und zu heiligen befohlen hat. So weit ist man in unsern Tagen von den Fußtapfen der ersten Bekenner des Namens Christi abgewichen!

Mitten unter diesen Betrachtungen, die wir nicht ohne Betrübniß anstellten, näherten wir uns einem andern Hause, in welchem ich Psalmen, Lobgesänge, geistliche und liebliche Lieder wonnevoll anstimmen hörete.

Hier wohnet, sagte Fulvia, ein Heiliger. Ey! eine edle Benennung, erwiederte ich; ach daß wir alle heilig und unsträflich vor dem Herrn in der Liebe seyn möchten! (Ephes. 1.)

Das ist auch mein ernstlicher Wunsch versetzte Fulvia. Allein der alte Jacob, der hier seine Wohnung hat, soll, wie der gemeine Ruf geht, ein verstellter Heuchler seyn.

Kann man ihn denn überführen, wendete ich ein, daß er jemand vervortheile, seinen äuserlichen Beruf verabsäume, mit seinem Nächsten in Uneinigkeit lebe, in seinem Hause sich als ein Wütherich aufführe,

führe, die Kinderzucht vernachläßige, seinen Vorgesetzten sich widerspenstig bezeuge, den Lüsten des Fleisches nachhänge, andere Leute verläumde, dem öffentlichen Gottesdienste nicht beiwohne, die Sacramente verachte, den höchsten Namen durch Fluchen und Schwören entehre, gewinnsüchtigen Spielen sich ergeben habe, die Zeit mit Müßiggange zubringe, sein Herz gegen die Nothleidenden verhärte, sich wegen seiner Frömmigkeit erhebe, eine Unzufriedenheit über seinen Zustand von sich blicken lasse, das Zeitliche dem Ewigen vorziehe? u. a. m.

Nein, das wird man ihm wohl nicht mit Wahrheit nachsagen können, antwortete die Fulvia.

So wollte ich wünschen, daß wir dergleichen Leute recht viel haben möchten, war meine Gegenrede. Und überhaupt hege ich schon in meinem Herzen von denen eine gute Meinung, die man heute zu Tage mit dem Namen der heiligen Pietisten, Quacker, Kopfhänger u. d. g. beehret. Denn gemeiniglich will man damit einen einfältigen Pinsel oder einen Menschen bezeichnen, der nicht zu leben weis, weil er sich den weltüblichen bösen Gewohnheiten zu entziehen sucht. Da es ihm doch nicht zur Schande, sondern zu wahrer Ehre gereichet, wenn er die thörichten Ergötzungen des größten Haufens, die zuletzt in Reue und Schaam, und in beissende Vorwürfe des Gewissens ausschlagen, verabscheuet, und dagegen in Gott Ruhe und Zufriedenheit suchet.

Daß

Daß dergleichen gutgesinnete Seelen zuweilen auf Träumereyen und müßige Andächteley verfallen können, wird wohl niemand läugnen, da es die Erfahrung aller Zeiten bestätiget. Wenn aber sich nicht Bosheit des Willens zu solchen Schwachheiten des Gemüthes geselle, so lassen sie sich bald zu rechte weisen. Was ist aber an dem zu tadeln, der ein so gutes Zeugnis aufzuweisen hat, dergleichen sie, Frau Muhme, dem redlichen Jacob geben. Und müssen wir nicht einer solchen Gesellschaft, in der man Beten, Singen, von Gott und seinem heiligen Worte sich unterreden, für Pflicht hält, vor solchen Zusammenkünften den Vorzug einräumen, in welchen nicht ein Wort von Gott und göttlichen Werken gehöret wird, sondern lauter weltliches, irrdisches und größtentheils unnützes faules Geschwätz aus dem Munde gehen muß? Selbst unsere Glaubensbücher — im 4 Artickel der Schmalkald. Art. 3 Th. — billigen nicht nur abwechselnd angestellte gottselige Gespräche der Christen, sondern empfehlen sie auch als gesegnete Mittel zur Meidung der Sünde. Zu geschweigen, daß David die selig preiset, die nicht treten auf den Weg der Sünder, noch sitzen, da die Spötter sitzen, sondern an dem Gesetze des Herrn Lust haben und davon Tag und Nacht reden. Jedoch wir wollen davon abbrechen und nach Hause eilen, ehe wir von dem Regen überraschet werden.

Nach genossenem Abendbrodte begaben wir uns zur Ruhe. Nachdem ich durch einen süssen und festen

Schlaf

Schlaf erquicket wieder erwachte, verließ ich das sanfte Lager, brachte dem allerliebreichsten Vater im Himmel, dessen Aufsehen mich in dem dunklen Schatten der fürchterlichen Nacht, für mancherley drohenden Gefahren bewahret, und mit dem neuen Tage mir ein neues Leben gegeben hatte, mein lallendes Lobopfer. Nach eingenommenen Frühstücke schickte ich mich zu meiner Abreise, dankte der Frau Fulvia und ihrer Jungfer Tochter, für die liebreiche Aufnahme und gute Bewirthung; bath mir die fortwährende Dauer ihrer Freundschaft aus, befahl sie der Gnade des Herrn, stieg in meinen Wagen und kam nach kurzer Zeit in meiner Heymath glücklich wieder an.

Ohne Zeitverlust setzte ich mich hin, dasjenige, was mir merkwürdig, bei meinem kurzen Auffenthalte in der Stadt, geschienen hatte, weil es mir noch in frischem Andenken schwebete, schriftlich zu entwerfen. Das ist es, was Sie in diesem Briefe lesen, welches Sie in Liebe aufnehmen werden ꝛc.

Sie aber, werther Freund, werden hierinne den rechtschaffenen Mann und das beste Herz des Amintors nicht verkennen; den grossen Verfall der Religion hingegen, den der redliche Amintor bemerket hat, mit ihm und mit mir beseufzen. Ich bin ꝛc.

Neunter Brief.

Pr. Pr.

Schande, unauslöschliche Schande für unsere im übrigen so aufgeklärte Tage! daß unter denen, die sich zu der Gemeine evangelischer Christen rechnen, so viele mit einem vortreflichen Bekenntnisse einen mehr als heydnischen Wandel verknüpfen.

Preßte das unregelmäßige Leben falscher Brüder dem seligen Luther den Wunsch aus; wollte Gott! wir wären das mehrere Theil gute fromme Heyden, die das natürliche Recht hielten; was würde dieses theure Rüstzeug der Gnade Gottes wohl von unsern ietzigen ganz ausgearteten Christen urtheilen? Socrates, Seneka, Aristoteles, Antonin und andere natürlich ehrbare und vernünftig denkende Seelen — wäre es möglich, daß sie mit ihren Leibern bekleidet aus dem finstern Reiche des Pluto zurück kehren, und den Erdboden wieder betreten könnten — würden wohl auf die Gedanken gerathen, die Lehre, zu der sich die Christen bekennen, gestatte ihnen ein zügelloses Leben und alle Freyheit zu sündigen.

Und so giebt man selbst Anlaß, daß der Name Gottes unter den Heyden gelästert werde, wenn man eine so ungebundene und freche Lebensart führet.

Andere

Andere, die noch einiges Gefühl haben, meynen, ihrer Schuldigkeit geschehe eine völlige Gnüge, wenn sie die Lehren Jesu, des grossen Weltverbesserers ins Gedächtnis fassen, und solche bey ihren Wollüsten und Ungerechtigkeiten nicht vergessen; wenn sie den öffentlichen Versammlungen zuweilen beywohnen; die Sacramente zu gewissen Zeiten gebrauchen; in einigen müßigen Augenblicken ein Gebet aus dem Buche herplappern und ein Lied ohne Andacht und Erhebung des Geistes anstimmen, und dabey nicht zweifelen, durch das Verdienst Jesu von dem ewigen Fluche befreyet zu werden, sie möchten Gott oder der Welt, dem Satan oder Christo dienen.

So schmeichelen sich ungemein viele, rechte gute Kernchristen zu seyn, ob gleich Eifer, Glaube Liebe, Gottseligkeit und Treue mangeln, die den wahren Bekenner des Evangeliums, das Christus unter den Menschen gelehret hat, ausmachen.

Gleichwohl giebt es noch, davor der Name des Herrn gepriesen sey! unter uns Beyspiele einer wahren und ungeheuchelten Gottseligkeit und Rechtschaffenheit.

Dieses hat nicht nur Amintor an dem Orte, wo er sich jüngsthin einige Tage aufhielt, bemerket, sondern wir können es auch in andern Gegenden wahrnehmen. Das waren die Betrachtungen, die Sie, Theuerster, bey Durchlesung des Ihnen von mir überschickten Briefes angestellet hatten, wie

Ihr letzteres an mich abgelassenes Schreiben aus-weiset. Ich habe es vorhergesehen, daß Ihr Urtheil nicht anders ausfallen würde.

Wäre die Anmerkung, daß so viel ausgeartete Religionsverwandten theils einen offenbar lasterhaften, theils einen heuchlerischen Wandel führen, wäre diese Bemerkung nur die Helfte wahr, so würde es traurig genug seyn; die Erfahrung redet laut, daß sie ganz wahr sey.

Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß wir noch Leute in unserer Mitte haben, in deren Seelen der reine evangelische Glaube wohnet, und die wirklich ein scheinendes und brennendes Licht unter dem argen und verkehrten Geschlechte dieser-Welt sind.

Wie angemeßen ist dieses unserer Lehrverfassung! die mit der Ermahnung des Apostels Tit. 3, 8. die genauste Uebereinstimmung hat, daß die, so an Gott gläubig worden sind, im Stande guter Werke erfunden werden. Auf eben den Schlag reden unsere Glaubensbücher, darinne es ausdrücklich heißt: Der Glaube kann nicht zugleich neben einer Todsünde seyn. Er kann nicht in denen seyn, die nach des Satans und des Fleisches Willen leben. Es soll nicht ein solcher Glaube erdichtet werden, der bey und neben einem bösen Vorsatze zu sündigen und wider das Gewissen zu handeln, seyn und bleiben könnte.

Ver

Verstummen muß also, wer unser Lehrgebäude nicht nur für unvernünftig und schriftwidrig ausgiebt, sondern auch so unbedachtsam schreiben kann, es sey der Gottseligkeit schädlich, ja der Hauptgrund des überall einreißenden Unglaubens.

Recht treffend scheint mir bey dieser Beschuldigung der Ausspruch des englischen Greises: Manche Gelehrte vergehen sich, und ihre Werke sind den Handlungen eines Menschen ähnlich, welcher bey einer hitzigen Krankheit faselt, und nicht eher einsiehet, daß er gefaselt hat, bis er wieder durch gute Arzneyen gesund gemacht ist.

Sollte nun das nicht faseln heisen, wenn man von dem unordentlichen Leben vieler Christen Anlaß nimmt, ihrer Lehre den Vorwurf zu machen, sie habe dazu den Grund in sich?

Die geheiligten Zeugen der Wahrheit fanden sich gedrungen, die abscheulichen Laster einiger unwürdigen Gemeindeglieder zu rügen. Wie unbesonnen, wie gotteslästerlich würde das Vorgeben seyn: die Lehren, die diese heilige Männer vortrugen, wären die Veranlaßung zu dem ungöttlichen Wandel gewesen!

So viel können wir mit beyden Händen einräumen, daß nichts so gut und heilig sey, das nicht Menschen von zerrütteten Sinnen mißbrauchen können. Auch aus Rosen können Spinnen Gift saugen.

Ein geschickter Arzt verordnet dem Kranken die heilsamsten Arzneyen; dieser aber gebraucht sie entweder gar nicht, oder doch nicht nach der vorgeschriebenen Ordnung, ist es also wohl zu verwundern, wenn der Patiente an der Krankheit, die noch gehoben werden konnte, gleichwohl stirbt? Welcher Verständige würde nun die Schuld des Todes auf die Arzneymittel werfen?

So unüberlegt ist das Urtheil dessen, der, wegen der in unserer Religionsgesellschaft herrschenden sehr schändlichen Laster und Ausschweifungen, das Lehrgebäude beschuldiget, es liege darinne der Hauptgrund des einreisenden Unglaubens.

Wer nicht einen unglücklichen Hang zu der von uns abweichenden Parthey der Socinianer hat, der wird den wohlthätigen Einfluß unserer Religionswahrheiten in die Seelen ihrer Verehrer unmöglich verkennen. Er kann vielmehr aus der noch ziemlich wichtigen Anzahl derer, die ihr treu sind, mit völliger Gewisheit schlüssen, daß es ganz andere sehr traurige Ursachen sind, die den Unglauben, und eine unbändige Lebensart bey denen, die ein so schönes Bekenntnis in Händen haben, unterhalten und befördern.

Den Grund davon werden wir hernach aufdecken. Jetzt wollen wir nur bey den Lehren stehen bleiben, die der Hauptgrund des Unglaubens und des daher entspringenden lasterhaften Wandels seyn sollen. Diese sind die Lehren von der Erbsünde,

von

von der Rechtfertigung ꝛc. die wir bereits in einem der vorhergehenden Briefe angeführet haben.

Man streiche nun diese Lehren aus unsern Glaubensbüchern weg, was wird denn noch von der ganzen Religion übrig bleiben? Ich glaube, sie würde ein Nichts, ein Unding werden.

Sollen aber die in unsern Bekenntnisbüchern gesammleten Artickel die Ursache aller sittlichen Unordnungen seyn, so muß wohl vor Abfaßung derselben Unglaube und ruchloses Wesen niemals geherrschet haben, sondern ein recht paradisisches Leben auf dem Erdboden gewesen seyn!

Woher rühren aber in allen Jahrhunderten die lebhaften Klagen der wahren Anbeter Gottes über so viele dem Evangelio nicht würdiglich wandelnden Christen? Schon David ruft zu seiner Zeit verwundernd aus: Hilf! Herr, die Heiligen haben abgenommen, und der Gläubigen sind wenig unter den Menschenkindern. Ps. 12, 2.

Das ist doch wohl kein leerer und übertriebener Ausruf des heiligen Liederdichters? Er muß es aber seyn, wenn zuerst der Lehrbegriff der Protestanten der Hauptgrund zum Unglauben und Ruchlosigkeit seyn soll; wie ein Mann meynet, den Sie zu gut kennen, als daß ich ihn nennen darf.

Wenn es ihm aber nur gefällig gewesen wäre zu zeigen, wie gedachte Lehrsätze, nach dem Un-

terrichte unverdächtiger protestantischer Lehrer Gelegenheit geben sollen, daß das Herz gegen die Tugend kalt und gleichgültig werde, und aller Eifer in der Gottseligkeit ermatte, oder wie es dabey unmöglich sey, daß ächte Reue über die Sünde und Abneigung gegen das Laster entstehe? Welcher Gestalt soll denn die Lehre von der Erbsünde der Tugend und der Gottseligkeit schaden?

Mir ist es ausgemacht, daß einem Menschen, der das Elend und die Zerrüttung seiner Natur hat einsehen lernen, solches Erkenntnis die sicherste Anleitung zu recht christlichen Tugenden gebe.

Zu welch einer Demuth bringt nicht das Gefühl von der angebohrnen Sündigkeit, Eigenliebe, Einbildung, Stolz, Hoffart, heuchlerische Prahlerey mit eigener Gerechtigkeit verringern sich bey denen die ihre angebohrne Unart haben kennen lernen! Und wie viel Sanftmuth gegen den Nächsten ziehet nicht ein so lebhaftes Gefühl nach sich? Wie geneigt wird man die Fehler und Vergehungen anderer mit brüderlicher Nachsicht zu tragen, wenn man weis, daß man selbst ein schwaches, gebrechliches und mit mancherley Mängeln und Fehlern behaftetes Geschöpfe sey! Wie ernstlich, wie anhaltend lernen wir um Stärcke vom Heiligthum beten, daß wir nicht durch die reizende Lust in der Stunde der Versuchung unterliegen; wie vieles Verlangen von diesem geistlichen Aussatze gereiniget zu werden, entstehet nicht in unserer Seele! so

daß

daß man nun mit David seufzet: Schaffe in mir Gott ein reines Herz ꝛc. Mit welcher Reue und Traurigkeit ist nicht das Herz dessen erfüllet, der da inne wird, daß er seinem höchsten Wohlthäter nicht so vollkommen Ehre und Dienste leisten kann, wie er wünschet und schuldig ist, weil ihn die Sünde allenthalben umgiebt, die ihn zum Guten träge und untüchtig machet! Wie wehmüthig seufzet er zu Gott:

Das ist mein Schmerz, das kränket mich,
Daß ich nicht gnug kann lieben dich,
Wie ich dich lieben wollte.
Je mehr ich lieb, je mehr ich sind,
In Liebe gegen dich entzündt,
Daß ich dich lieben sollte.

Zu wie vieler Wachsamkeit über uns selbst, zur Mäßigkeit und Nüchternheit, um den bösen Lüsten die Nahrung zu benehmen, werden wir dadurch ermuntert!

Es ist also falsch, daß die Lehre von der Erbsünde der wahren Gottseligkeit Eintrag thun sollte.

Jedoch ein pelagianisch — und socinianisch — Gesinnter verwirft überhaupt die Erbsünde. Das lese ich auch von einem, der sich zu unserer Kirche bekannte, und der nach einer funfzehnjährigen ehrlichen Wahrheitsforschung — wie er schreibt — von der Erbsünde nichts in der heiligen Schrift gefunden haben will.

Daß er das Wort Erbsünde nicht in der Bibel gefunden habe, wollen wir ganz gerne glauben, weil es nicht darinne anzutreffen ist. Wer nur einigermassen auf den Namen der Gelehrten Anspruch machen darf, der weis, daß das Wort Erbsünde, lateinisch peccatum originis, dem frommen Bischoffe zu Hippo dem Augustinus den Ursprung zu danken habe, als welcher solches zuerst in seinen Streitigkeiten mit dem Pelagius gebrauchet hat.

Gesetzt aber, es gefiel einem dieses Wort nicht, so stehet es ihm frey, sich nach Anleitung der Schrift eines andern Ausdrucks zu bedienen, dem von den ersten Stammältern unsers Geschlechts eingeführten und auf die Nachkommen fortgepflanzten Verderben, die rechte Benennung zu geben.

Die wahre Ursache aber, warum man das Wort Erbsünde verwirft, ist wohl, weil man daran zweifelt, daß die Sünde den Menschen angeboren sey.

Sagen wir nach dem Vorbilde der heilsamen Worte, daß der Mensch nach dem Falle von Natur eine Neigung zum Bösen habe, so kommt solches manchem sehr abgeschmackt vor, er spricht, es entstehet — wenn ich dieses höre — Aufruhr in meiner Seele, meine Vernunft empöret sich, es ist wider die Schrift und meine Einsicht; ich bemerke vielmehr in dem Menschen von Natur viel angeborne edle Gefühle und Neigungen und viel herrliche Anlagen zur Tugend.

Hat

Hat denn aber auch der eine herrliche Anlage zur Tugend in sich, der durch Geilheit und Unzucht Ehre, Amt, Gewissen und Christennamen befleckt, oder selbst seinem Leben, auf eine gewaltsame Weise, ein Ende machen will, ehe ihn der grosse Schöpfer von dem Schauplatze der Welt abtreten heiset? — Jedoch laßt uns — um der Worte Saurins zu gebrauchen — einen Vorhang vorziehen.

Lehret denn aber die Schrift wirklich nicht, daß in uns eine Neigung zu allem Bösen sey? Mir kommt es immer so vor. Wer nicht mit vorgefaßten Meinungen eingenommen ist, oder der Schreibart Mosis Gewalt anthun will, der muß die Wahrheit, daß die Menschen von ihrer Geburt an, bis sie sterben, zum Bösen geneigt sind, schon 1 B. Mos. 8, 21 finden.

Und wie ungemein deutlich bekräftiget dieses der Ausspruch Jesu: Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren ist, das ist Geist. Joh. 3, 6. Was heißt das anders? als so viel: Was durch eine natürliche Geburt entstehet, ist zur Sünde geneigt, was aber durch die Wirkungen des Geistes Gottes angerichtet wird, führet zur Heiligkeit.

Wir dürfen auch nur auf uns selbst Acht haben, so werden wir zugestehen müßen, daß es bei dem besten Unterrichte nicht geringe Mühe, Wachsamkeit und Arbeit koste, die beständig reizende Lust zu besiegen.

Die

Die genaue Aufmerksamkeit auf sich selbst machte, daß die heidnische Weltweisen, gleichsam als im Dunkeln einsahen, daß in dem Menschen von Natur etwas seyn müsse, daß ihn an der Tugend hindere, und dagegen zu den Lastern geschickt mache. Aristoteles nennt das natürliche Verderben (τὸ συγγενὲς) das mit uns geborne; Pythagoras aber (συνοπαδὸν) das uns überall begleitende und anklebende.

Alles aber, was man heute zu Tage von dieser Sache zu Markte bringt, das ist bereits bei den ehemaligen socinianischen, pelagianischen und synergistischen Streitigkeiten, von bewährten evangelischen Gottesgelehrten — die Geistesstärke und Prüfungsgabe genug hatten — satsam beantwortet worden.

So viel vor dieses mal. Ich bin ꝛc.

Zehender Brief.

P. P.

Als ich gestern in meinen Erholungsstunden, die Briefe des Herrn Diaconus Treschо zu Mohrungen, über die neueste theologische Litteratur durchblätterte, stieß mir der in der Erfahrung gegründete und auf unsere Zeiten recht artig passende Gedanke auf: „Es „geht den Irrthümern wie den Moden. Sie ver„ändern sich. Man sucht die alten, die durch „einhellige Stimmen verworfen waren, wieder auf.

„Sie

„Sie glänzen eine Zeitlang. Endlich wieder etwas „neues, so ist auch der nur jetzt errichtete Coloß zer„stöhret und selten überlebt er seinen Abgötter, der „ihn errichtete.

Wie die lieben Deutschen sich in Sitten sowohl, als in den äusserlichen Trachten nach den flüchtigen und unbeständigen Franzosen richten, und sich dem willig unterwerfen, was ihnen ein Schneider oder eine Hoffartsmacherin in Paris zu tragen befiehlt; eben so will man sich in dem Reiche der Gelehrsamkeit nach den Engländern richten. Weil nun die meisten unter diesen den Ruhm grosser Geister darinne suchen, wenn sie durch witzige Einfälle die Wahrheiten der Schrift verdrehen, und der Bibel ein anderes Ansehen geben können, daher auch die Genugthuung Christi an der Menschen Statt bestreiten, so ahmet man auch, um jenen nichts nachgeben zu wollen, diese Mode in Deutschland nach. Und so wird alles wieder aufgewärmet, was ehedem Socinus mit seinen Anhängern wider diese beruhigende Lehre vorgebracht hat.

Nachdem unsere gläubigen Vorfahren sich genöthiget gesehen hatten, wider die offenbaren Feinde der Gottheit Jesu und dessen vollgültige Genugthuung die Feder zu schärfen, so ist es in Deutschland etwas sehr seltsames gewesen, wenn einer aufgestanden ist, und dieser Lehre widersprochen hat. Seit einiger Zeit aber fängt man wieder an, dieselbe als unbiblisch zu verwerfen.

Wir

Wir gestehen zwar, daß man das Wort, Genugthuung, nicht in unserer deutschen Bibel findet, allein man findet doch die Sache, die wir also benennen, mit andern und gleichgeltenden Redensarten darinnen klar ausgedruckt. Wenn ich alles dasjenige hersetzen wollte, womit es einsichtsvolle und unpartheyische Männer gründlich dargethan haben, so müßte ich ganze Folianten ausschreiben.

Das kann ich vollends gar nicht begreifen, wie die Lehre der Genugthuung vor die Sünde durch den Tod Christi, der Tugend und der Gottseligkeit schaden, oder die Quelle des Unglaubens seyn solle. Entweder es betrügt mich alles, oder ich finde vielmehr darinne die stärksten Bewegungsgründe zum Glauben, zur Tugend und zur Gottseligkeit.

Die unaussprechliche Probe der göttlichen Liebe setzt mich in Erstaunen. Welche Gnade kann ich höher achten? als diese: Daß ich als ein Erlöster des Herrn Jesu anzusehen bin. Was vor eine schändliche Creatur würde ich seyn, wenn ich wider einen so mitleidigen Gott mich empören wollte! wider einen Gott, der solche Gedanken der Liebe gegen mich geheget und selbst durch seines eigenen Sohnes Blut ein Mittel der Versöhnung und des Friedens erfunden hat! Ich kann mich nun als ein Eigenthum dessen ansehen, der uns erkauft hat, und nicht etwa mit geringen Kosten von vergänglichem Werthe, nicht mit Silber, nicht mit Golde, sondern mit seinem allertheuersten Blute erkauft hat. Daher erkenne ich meine Verbind-

bindlichkeit, ihm zu dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist.

Die Sünde war es, die meinem Erlöser so viele Angst machte, und endlich den Tod kostete, und ich sollte sie noch in meinen Gliedern herrschen lassen, und ihr in ihren Lüsten Gehorsam leisten, das sey ferne! Es wäre eine Beschimpfung, eine Schmach vor die heilige Lehre der Versöhnung, wenn ich bei Bekenntnis an Jesu Blut noch auf einige Art der Sünde dienen wollte.

Ist es denn nun unmöglich, daß aus der Betrachtung des vollkommenen Versöhnopfers Christi Abneigung gegen das Laster, ja ächte Reue über die Sünde entstehen kann?

Wie heftig unsre Sünden
Den frommen Gott entzünden,
Wie Rach und Eifer gehn,
Wie zornig seine Ruthen,
Wie grausam seine Fluthen,
Kann man in Jesu Leiden sehn.

Dabei wird uns beständig zugerufen: Geschicht das am grünen Holz, was will am dürren werden! Luc. 23, 31. Sünder finden also die kräftigste Aufmunterung, über ihre begangene Uebertretungen Reue und Leid vor Gott zu tragen, da das Blut Jesu die Vergebung derselben erworben hat. Wenn wir unsere Sünde bekennen, so ist Gott treu in Absicht seiner Verheisung, und gerecht in Absicht seines Soh-

nes

nes Jesu, daß er solchen Missethätern ihre Beleidigungen vergiebt und sein Blut reiniget uns von aller Sünde. 1 Joh. 1. Mit was vor Zuversicht wird nun der betrübte Sünder, der die Gerechtigkeit, die ihm bisher gemangelt hat, aus Jesu Fülle zu ersetzen suchet und hoffet, sprechen können.

Mein Abba! schaue Jesum an,
Den Gnadenthron der Sünder,
Der für uns hat genug gethan
Durch den wir Gottes Kinder
Im gläubigen Vertrauen sind!

Herr! ich habe gesündiget, aber deines Sohnes Huld hat genug für uns gethan. In seinem Namen komme ich zum Gnadenthrone. Schreyen meine Sünden um Rache, so redet das Blut Jesu besser, und schreyet heftiger. Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! Laß die Stimme dieses Blutes, das für die schändlichsten Sünder genug gethan hat, alle meine Unwürdigkeit überwiegen!

Die Lehre von der Versöhnung ist auch die stärkste Reitzung zur Liebe und Erbarmung, die wir unsern Brüdern zu allen Zeiten schuldig sind. Hat Gott seinen Sohn gesandt zur Versöhnung für unsre Sünde, so müssen wir uns auch untereinander lieben. 1 Joh. 4, 10. 11.

Die erhabene Wahrheit: Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zum Sündopfer gemacht, treibt uns zur Langmuth, Vergebung,

Gü-

Gütigkeit und Freundlichkeit gegen den Nächsten. Seyd freundlich und herzlich untereinander vergebet einer dem andern, wie Gott euch um Christi willen vergeben hat. Eph. 4, 32.

Die Lehre von der Genugthuung durch Christi Blut und Tod ist auch eine herzerquickende Stärkung bei den täglichen Schwachheiten. Johannes versichert uns, wenn jemand aus Schwachheit seiner Natur und Uebermacht täglicher Versuchungen sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist, und der ist die Versöhnung für unsre Sünde, und redet in Kraft seines Blutes. 2 Joh. 2, 1.

Und wenn mein Ende kommt, will ich dieses Versöhnopfer mit lebendiger Glaubenszuversicht ergreifen, und meinen abscheidenden Geist mit dem Blute Christi waschen; so werde ich getrost vor die Augen eines heiligen und gerechten Gottes treten können.

So ist denn die Lehre von der Versöhnung eine Quelle des Glaubens und der Heiligung.

Hiermit schliesse ich und verharre ꝛc.

Eilfter Brief.

Pr. Pr.

Ich fahre itzt fort, Ihnen, mein Bester, meine Gedanken über die Materie, mit welcher ich in dem vorhergehenden Briefe den Schluß machte, weiter zu eröfnen.

Weil die Lehre von der Versöhnung der Menschen mit Gott die allerwichtigste ist, daher kommt es, daß fast keine andere so helle und deutlich, als diese offenbaret ist. Alle Blätter des neuen Testamentes legen ein Zeugniß davon ab. Der selige Abt von Mosheim, sagt in einer seiner heiligen Reden: Wer diese Lehre verwerfen will, der muß vorher den Geist Gottes, vieler unrichtigen Redensarten beschuldigen. Er muß sich überreden, daß die Zeugen Jesu Christi ohne Verstand und Klarheit gesprochen, und sich viel anders ausgedrückt, als sie gedacht haben. Man muß aufhören, die Göttlichkeit der Offenbahrung zu glauben, oder man muß aufhören, an der Genugthuung Jesu Christi zu zweifeln. Wir legen diesen Knoten den Feinden derselben vor, die dennoch Christen heissen wollen. Wir nehmen es auf uns, darzuthun, daß man entweder die Knechte Christi und seine Apostel zu den unverständigsten Leuten zählen müsse, die ihre Gedanken ganz verwirrt, unrichtig und mit Worten, die sich nicht zur Sache schicken, vortragen,

gen, oder aber glauben müsse, Jesus habe durch seinen Tod die Sünden der Menschen gebüßet. Ist dem so, was sind denn alle Zweifel und Schwierigkeiten, an die sich der Witz der Menschen bey dieser Lehre stößt? Was sind alle Schlüße, die uns unser Hochmuth eingeben kann? Nichts, als so viel neue Beweisthümer von der Hoheit dieser Lehre und der Vollkommenheit der Liebe Gottes. So wenig die eingebildeten Klugen glauben, daß die Lehre von der Genugthuung in der Bibel stehet, so wenig werden sie solche aus der Bibel vertilgen können. Sie mögen auch noch so viele ungegründete Einwürfe dawider, und gegen unsern ganzen Lehrbegrif machen, so haben wir auf unserer Seite, weit mehr und gründlichere Beantwortungen im Vorrathe, die Ihnen entgegen gesetzt werden können. Es sind auch alle ihre Einwürfe schon tausendmal widerleget worden. Warum stimmen sie denn immer wieder die alte Leyer an, ohne dasjenige anzuführen, was unsere rechtgläubigen Lehrer geantwortet haben?

Aber wie gesagt, es geht mit den Irrthümern wie mit den Moden, es werden immer die alten hervorgesucht, die durch einhellige Stimmen verworfen waren.

Man meynet lange genung die evangelische Wahrheit vertheidiget zu haben, nun wäre es einmal Zeit, die in Deutschland vermoderten Irrlehren der Arianer, und Socinianer wieder hervorzu-

suchen, und ihnen einen neuen Anstrich zu geben. Der Deutsche äffe ja in andern Dingen — wenn sie auch noch so abgeschmackt und lächerlich seyn sollten, gerne den Ausländern nach; warum wollte man nun den Gelehrten auswärtiger Gegenden, in welchen Witz und Vernunft gleichsam den Thron aufgeschlagen haben, nicht nachahmen, wenn sie, um den Ruhm großer Geister zu erlangen, mit frecher Stirne leugnen, daß unser Erlöser der Gott über alles sey.

Es darf also nur einer, der unter unsern Landesleuten ein ansehnliches Amt bekleidet, den Ton angeben, so leyern ihm sogleich viel hundert nach. Und die vorher selbst so muthig für die Ehre des Heylandes kämpften, und sich über allen Spott großmüthig wegzusetzen wußten, dem sie sich bey ihrem freymüthigen Bekenntnisse, des Namens Jesu zu unterziehen hatten, werden wankend gemacht, und helfen endlich gar ihren höchsten Wohlthäter herabsetzen.

Wenn ich öfters diesem undankbaren Verhalten in der Christenheit bey mir nachdachte, so ward es mir unbegreiflich, wie man so leichtsinnig der Wohlthaten vergessen könne, womit sich der hochgelobte Sohn Gottes, um das verdammungswürdige Geschlechte der Menschen so unendlich verdient gemacht hat. Besonders da ich wahrnahm, mit welchem Eifer man öfters den Ruhm eines unter den Sterblichen verdienstvollen Mannes verfechte

Unter

Unter andern fiel mir das Exempel des Herrn Magister Wolfs, zeitigen Rectors der Schule zu Luckau in der Niederlausitz, ein, der ganz ausser aller Fassung gebracht wird, wenn er die Ehre, des nunmehr selig verewigten Herrn D. Ernesti, nur einigermaßen beleidigt zu seyn glaubt. Darüber vergißt er sich soweit, daß seine unhöfliche Schreibeart, die deutlichste Widerlegung des Ovidius seyn könnte, welcher singt:

— — Ingenuas didicisse fideliter artes,
emollit mores, nec sinit esse feros.

Wird man hinfort glauben, daß die schönen Wissenschaften durchgängig die Sitten mildern, und den Character verschönern? wenn ein so gelehrter Mann, dergleichen der Herr Rector Wolf wirklich ist, wie ein Rohrsperling mit Schimpfworten um sich wirft?

Der geschickte Herr Magister Scheller, Rector des Gymnasiums zu Brieg, in Schlesien, der sich schon durch manche nützliche Schriften der gelehrten Welt bekannt gemacht hat, entdeckt in der Vorrede zu seinem Wörterbuche einige Fehler, die sich in den Clavis des seligen Herrn D. Ernesti, zu den Werken des Cicero eingeschlichen hatten. Weil nun Hr. Scheller, den Hrn. D. Ernesti nicht vergöttert, sondern ihn für einen Menschen hält, der nach dem Terentius gesehen mußte: Homo sum et humani nihil a me alienum puto, so wird Hr.

Wolf dadurch so in Harnisch gebracht, daß er einen Brief, der von unanständigen, und einem Sittenlehrer der Jügend unziemenden Ausdrücken strotzet, an den Herrn M. Scheller herausgiebt. Und obwohl Herr Scheller in gedachter Vorrede ein öffentliches Zeugniß ableget, wie er es sich für ein unschätzbares Glück achte, zu den Füßen eines so grossen Mannes, wie Ernesti war, gesessen, und dessen gründliche Unterweisung genossen zu haben; so will ihn dennoch Hr. Wolf einer Pflichtvergessenheit, und eines Undankes beschuldigen. Das ist aber noch das wenigste. Er nennet ihn sogar einen Mann, der keinen Menschenverstand habe; legt ihm Bosheit, Nachläßigkeit, Unverschämtheit bey, und was dergleichen Ehrentitel mehr sind. Er scheuet sich nicht einmal — welches man von einem so verständigen Manne, sich kaum könnte träumen lassen — ihm Gebrechen des Leibes vorzuwerfen. Es ist wahr, daß die Stimme des Herrn Scheller etwas heisser ist; deswegen war es doch von Herr Wolfen gewiß nicht klug gehandelt, eine wohlklingende Stimme spöttisch aufzurücken. Man laß' es seyn, daß nicht alle Organen an dem Leibe eines Menschen die größte Vollkommenheit haben, wenn nur eine schöne Seele in dem Leibe wohnet! So unproportionirt auch die Gliedmassen des Socrates waren, so bucklich und ungestaltet er auch war, so würde es doch sehr unvernünftig gewesen seyn, wenn

man

man ihm deswegen hätte Vorwürfe machen, oder die Stärke des Geistes absprechen wollen.

Seltsam klingt es auch, wenn man einem ansehnlichen Manne, dessen Werke nach dem Urtheile aller Kenner, mit aller möglichen Ordnung und Bedachtsamkeit ausgearbeitet sind, öffentlich eine Ruscheley unter die Nase reibet. Es sey auch diese, wie Hr. Wolf behauptet, daß der Fehler des Herrn M. Schellers auf der Schule gewesen, so ist er der flüchtigen Jugend doch leicht zu vergeben, zumal, wenn hernach nicht nur dieser, sondern auch die übrigen Vergehungen, durch große Tugenden verbessert werden.

Das gegenwärtige Betragen des Herrn Rector Wolfs ist zugleich ein beredter Beweis, wie verblendet man durch das im Zorn aufwallende Blut werden kann, daß man mit offenen Augen nicht mehr siehet. Herr Wolf muß selbst gestehen, daß ihm ein gelehrter Freund in Leipzig, des Hr. Schellers Lexicon als höchst brauchbar für Schüler vorgeschlagen, weil es vor dem übrigen dieser Art grosse Vorzüge habe, gleichwohl kann der gute Mann nichts vorzügliches darinne erkennen. Die Schreibeart kömmt ihm nur ganz schlecht vor, weil er spricht: der Herr M. Scheller hielte die epistolas obscurorum virorum für eben so gut lateinisch, als die Briefe Cicero, und wisse keinen Unterschied, zwischen Latinum und bene Latinum zu machen.

Es kann aber wohl seyn, daß sich hier etwas von dem so genannten Handwerksneide — denn auch die Gelehrten sind nicht allemal davon frey — mit eingemischet habe.

Aber nicht ein Wort mehr davon! Ich wollte nur beweisen, daß es Leute gebe, die vor die Ehre eines hinfälligen Menschen so portiret sind, daß sie gegen den, den sie mit dem Namen eines alten guten Freundes beehren — wie hier der Fall ist — alle Pflichten der Freundschaft, und der Höflichkeit hintansetzen, so bald sie glauben, daß einem ihrer Gönner sey zunahe getreten worden.

Wie viel giebt es aber, die nach dem Beyspiele unserer Väter, als Erben der Wahrheit, die diese bekannt und uns hinterlassen haben, ohne die Irrenden mit harten, spöttischen und schimpflichen Worten anzugreifen, einen wahren Eifer für den Herrn, in dessen Namen sich alle Knie beugen sollen, und für seine Ehre beweisen?

So wie man auch in der evangelischen Kirche, die Gottheit des heiligen Geistes läugnet, eben so tastet man die wesentliche Gottheit des heiligsten Erlösers an.

Im Vorübergehen muß ich aber doch mein Wertheste, erzählen, was unlängst mir mit einem Catechismusschüler begegnet ist. Ich fragte ihn: Glaubest Du, daß Christus und der heilige Geist mit dem Vater gleiches Wesens, wahrer, ewiger

und

und lebendiger Gott sind? Darauf drückte sich der Schüler, ohne lange nachzusinnen, zu meinem wahren Vergnügen, also aus: Da wir nicht allein auf den Vater, sondern auch auf den Sohn und heiligen Geist getauft werden, so muß die eine Person sowohl als die andere Gott seyn. Ich fuhr mit fragen fort: Ist der Sohn Gottes geringer als sein Vater, und also ein Untergott? Nein, war die Antwort; denn so müßte Christus gar nicht Gott seyn, weil nur ein höchstes Wesen seyn kann; ist aber Christus Gott, so muß er zu diesem Wesen gehören. Und da uns die Schrift sagt, daß wir alle den Sohn, wie den Vater ehren sollen, wir aber niemand als Gott verehren und anbeten dürfen, so müssen beyde gleicher Gott seyn. Das lehret die Vernunft, das prediget die heilige Schrift, unter den fürchterlichsten Drohungen gegen die, welche jemand anders, als Gott anbeten.

Aber freylich werden die göttlichen Drohungen die Seele nicht erschüttern, wenn man in demjenigen, der das allervollkommenste Wesen ist, keine Ungleichheit der Eigenschaft zu finden glaubet, und aus dem unrecht verstandenen Spruche 2 B. Mos. 20, 5. dieselben nach arithmetischen Verhältnisse abmißt, daß sich nehmlich die Neigung Gottes zu strafen, gegen seine Neigung zu belohnen, wie 4. gegen 1000 verhalten solle. Aus diesem Grunde bestreitet man nun die Ewigkeit der Höllenstrafen,

wie vor kurzer Zeit einer, der sich durch seine besondere Meynungen berühmt machen wollte, dem Origenes und Petersen nachgeschrieben hat.

Es steht aber ja deutlich Matth. 25, 46. Die Gottlosen werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben.

Wenn diese Worte nicht klar beweisen sollen, daß es mit der Ewigkeit der Strafen eben die Bewandnis habe, als mit der Ewigkeit der Belohnungen, was wird man denn von der Sprache der Schrift denken müssen?

Und eben die Schrift, die da saget, daß sich Gott, wie ein Vater über die Menschen erbarme, die nennet ihn auch ein verzehrend Feuer, einen eifrigen Gott.

Nun sollte ich das Versprechen, das ich Ihnen in einem meiner vorhergehenden Briefe gethan habe, erfüllen. Die Zeit ist aber ietzt zu kurz, daher ich es bis auf ein andermal verspare. Indessen verharre mit der Versicherung ꝛc.

Zwölfter Brief.

Pr. Pr.

Daß man, wie ich in einem meiner Briefe bemerket habe, unserer evangelischen Lehrverfaßung den Vorwurf machen will, sie sey an den Lastern ihrer Bekenner schuld, das kömmt mir eben

so

so ungereimt vor, als wenn ehemals die abgesagten Feinde der Christen lästerten: Hätte Christus heilige Dinge gelehret, so würden die Christen auch heilig leben.

Der Grund schändlicher Laster und Ausschweifungen unter denen, die evangelische Christen heißen wollen, liegt in ganz andern Ursachen, die man leichte entdecken kann. Eine der vornehmsten ist unstreitig die erstaunende Unwissenheit, die noch bey unzähligen unter uns herrschet.

Sonst mus man zugeben, daß man Verstand und Witz bey nahe aufs höchste getrieben habe, und daß unsere Tage an sinnreichen Erfindungen überaus fruchtbar sind. Man kann es daher der gütigen Vorsehung nicht genug verdanken, daß die Zeiten, in welchen Barbarey und Einfalt über die so genannten schönen Wissenschaften annoch die Oberhand hatten, verflossen sind.

Nur noch vor einigen Jahrhunderten wurde in Ansehung derselben, das Erdreich dergestallt von Dunkel und Finsterniß bedecket, daß derjenige, der sich merken ließ, er verstünde etwas von der Ebräischen Sprache, für einen Ketzer gehalten wurde. So traurig sahe es in unserm Deutschlande besonders aus. Wie unbekannt man hier mit den Griechen und Römern müsse gewesen seyn, kann uns unter vielen andern der seel. Reimmann, in seiner Einleitung in die gelehrte Historie der Deutschen

schen lehren. Es wird darinne das Exempel eines unwissenden Mönches — dergleichen es nicht wenige gab — angeführet. Dieser soll in einer gehaltenen Predigt öffentlich gesagt haben: Es ist eine neue Sprache, die man die Griechische nennt, erfunden worden, für solche hat man sich auf das sorgfältigste in acht zu nehmen, weil daraus alle Ketzereyen entstehen: Man hat auch in dieser Sprache ein Buch heraus gehen lassen, welches man das neue Testament heißt, das auch bereits in vielen Händen, aber voller Dornen und Hecken ist.

Ein andermal redete ein Cardinal aus Rom, den Abt in Hildesheim Lateinisch an. Der gute Abt, der von der lateinischen Sprache wohl so wenig verstand, als das Volk zu Jerusalem von den mancherley Sprachen der Apostel am Pfingstfeste, wurde durch die Anrede des Cardinals aus aller Fassung gebracht. Weil er aber seine Unwissenheit nicht wollte merken lassen, kam er auf den listigen Einfall, alle die Dorfschaften, die in seinem Kirchsprengel lagen, nach der Reihe her zu zählen. Z. E. Stürvolde, Haße, Gißen, Borsche, Kavenstede, Itzen ꝛc. Dadurch wurde der Cardinal eben so, wie jener beschämt, weil er glaubte, der Abt rede Griechisch, diese Sprache aber ihm ganz fremde war, daher er sich zu schweigen genöthiget sahe.

Und wie schlecht mußte jener Mönch in der Latinität bewandert seyn! der einem Schuster folgendes Testament aufsetzte:

In Deus nomine, Amen.
Deus animam, corpus terram, Bos ecclesiam. Altare vitulus, et tibi tritubus; viginti per sotularibus disperlit, dedit pauperibus. Reliquis et reliqua, intus, et extus, uxor et filia.

In Rücksicht auf jene finstere Zeiten, können die unserigen mit Recht aufgeklärt heisen. Sprachen und Künste stehen im gröſten Flor. Die Laster aber werden dessen ohngeachtet immer ausschweifender, und kommen denen in den alten Zeiten, an Grösse und Mannigfaltigkeit, wo nicht in vielen Stücken zuvor, dennoch gleich.

Woher rührt dieses anders als daher? weil man sich nicht so viel Mühe geben will, die Religionswahrheiten, die uns die himmlische Weisheit zu wissen und zu glauben vorgeleget hat, gründlich zu verstehen.

Die meisten Gelehrten im weltlichen Stande lernen gemeiniglich nur dasjenige, was ihnen als Menschen, als Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu wissen nöthig ist. Selten besinnen sie sich dabey, daß sie Christen sind; daß sie eine unsterbliche Seele in der zerbrechlichen Hütte, des Leibes tragen; daß ein anders Leben jenseits des Grabes sey; daß sie bekehrt seyn müssen, wenn sie glückselige Einwohner der Ewigkeit seyn wollen. Darum lernen sie auch nicht, was zur Seligkeit zu wissen erforderlich ist.

Unter

Unter denen, die sich der heiligen Schrift widmen und einmal Lehrer in der Kirche werden wollen, giebt es gleichfalls nicht wenige, die weder die Absicht haben, die Seligkeit ihrer eigenen Seele noch der Seelen des Nächsten zu befördern. Sie studiren nur recht Handwerksmäßig, um einmal ein Amt und Brodt zu erlangen. Die Zeit, die ihnen noch etwa von ihren lermenden Zusammenkünften, Saufgelagen und wollüstigen Ausschweifungen übrig bleibet, wird aufs höchste angewandt, aus den abgeschriebenen Vorlesungen der Lehrer, oder aus ihren Compendien, so viel Vorrath ins Gedächtnis zu sammlen, als ihrer Meinung nach nöthig seyn möchte, wenn sie — bei einmal zu hoffender Beförderung — geprüft werden müssen.

Davus ist endlich mit vieler Mühe so weit gebracht worden, daß er einige Zeilen aus seiner Mutterspra che in die Lateinische übersetzt, dabei er noch immer wider den Priscianus sündiget. Er fängt auch schon an, Griechisch herzustottern. Nun hält ihn die Frau Mama für geschickt genug, den Degen zu tragen. Täglich liegt sie ihrem Eheherrn in den Ohren, er möchte doch einmal einwilligen, daß das liebe Söhngen auf die hohe Schule ziehen könne. Durch ihre schmeichelnde Liebkosungen wird endlich ihr Wunsch erfüllt. Der ohnbärtige Jüngling, der kaum die Anfangsgründe der nöthigen Sprachen gefasset hat und den Catechismus mittelmäsig verstehet, beziehet, auf seine Wissenschaft stolz, die Universi-

tät.

tät. Zu grossem Glück trift er daselbst eine Menge gleicher Brüder an, um derer willen der Herr Professor so redlich handelt, die Vorlesungen deutsch zu halten, damit seine Zuhörer nicht ganz leer wieder zurückgehen mögen.

Herr Davus ist ein halbes Jahr Studente, da er schon an die liebe Frau Mutter schreibet, er würde sie besuchen, und die erste Probe seines Fleises öffentlich ablegen. Sehnsuchtsvoll sieht diese dem glücklichen Augenblick entgegen, wo sie den gelehrten Sohn umarmen soll, und erwartet seine Ankunft voller Ungeduld. Der Tag erscheint, da er sich einstellen soll. Wie klopft ihr nun das Herz von zärtlicher Regung! Sie eilt ihm entgegen und erblickt ihn von ferne. Er nähert sich und will ihr die Hand küssen, sie aber ziehet solche schnell zurück, umfaßt ihn, und drückt ihn — unter Vergiessung tausend mütterlicher Freudenthränen — an ihre Brust. Wie viel thut sie sich darauf zu Gute! daß sie den lieben Sohn in die Stadt führen und den Leuten zur Bewunderung darstellen kann, die es ihm gleich an dem großen Hute auf dem Haupte, und dem langen Rauser an der Seite ansehen, wie voller Weisheit das Gehirn seyn müsse. Um solches der ganzen Welt zu zeigen, wird allenthalben ausgeposaunet, Herr Flebrie werde in vier Wochen predigen. Tag und Nacht stoppelt er nun aus den Postillen des Herrn Vaters einen ganzen Bogen voll zusammen. Er tritt auf und hält seine Rede zur Verwunderung aller

Un-

Unwissenden. Die zärtlichen Aeltern wenden kein Auge von dem beredten Sohne, der eine ganze halbe Stunde, das in vier Wochen auswendig gelernte wie eine Maschine hersagt Von welcher Freude beseelt sehen sie ihn nun die Kanzel herabsteigen! da seinem Gedächtnisse nichts entfallen und er nicht stecken geblieben war. Mit aufgeheiterter Stirne, mit lächelnder Zufriedenheit jauchzen sie: Gott sey Dank! daß alles so gut abgelaufen ist und unser hoffnungsvoller Sohn so grosse Ehre eingeleget hat; wir werden noch den andern Chrysostomus an ihm erleben!

Nun wird ein Freudenmal angestellt, bei welchem die eingeladenen Gäste, den heiligen Redner zu dem abgelegten Meisterstücke schalkhaft genung Glück wünschen.

Herr Davus nimmt die Glückwünsche mit tiefer Verbeugung — in sich selbst verliebt an; die Frau Mutter will sich halb todt freuen und schätzt die Gemeine zum Voraus glücklich, die ihren Sohn einmal zum Seelsorger haben wird.

Nach Verfluß etlicher Wochen verläßt er das Haus seiner über den Abschied gerührten Aeltern, wo ihm, während seines Aufenthalts, alle Tage war gütlich gethan worden, und kehret auf die Academie wieder zurück. Dabei warnet ihn die Frau Mutter treulich, seiner Gesundheit durch allzuvieles Studiren ja nicht Schaden zu thun, damit nicht die Kirche vor der Zeit um ein so brauchbares und nützliches Werk-

zeug

zeug gebracht werde! Er solle aber eilen, ein seinen Verdiensten angemessenes Amt zu erlangen.

Dieser mütterlichen Ermahnung zu Folge, hört er die Glaubens- und Sittenlehre nur obenhin, und verläßt, nachdem er indessen noch einigemal seinen schuldigen Besuch zu Hause abgestattet hat, nach Verlauf eines Jahres, die Universität völlig.

Wie besorgt war man nunmehr, daß der Fleiß dieses gelehrten Mannes, dessen Bauch von Weisheit strotzte, gekrönet werden möchte! Durch Empfehlung einiger Gönner glückte es ihm wirklich, eine Predigerstelle auf dem Lande zu erschleichen. So beschwerlich es ihm hier war, immer über den Büchern zu liegen, so eifrig bewieß er sich in seiner Wirthschaft. Die häußlichen Geschäfte waren seine Hauptsache, die Theologie aber nur ein Nebenwerk. Wo sollte also die gründliche Wissenschaft göttlicher Dinge bei ihm herkommen?

Indessen schafte er sich einen guten Vorrath gedruckter Predigten an, und weil er ein glückliches Gedächtnis hatte, so wußte er sich fremde Arbeit wohl zu Nutze zu machen. Seine Zuhörer konnten es ihm auch in der That großen Dank wissen, daß er sich viel lieber die Mühe nehmen wollte, schöne Predigten auswendig zu lernen, und solche öffentlich zu halten, als die Geburten seines eigenen Gehirns auf die Kanzel zu bringen, die gewis sehr ungestaltet gewesen seyn würden.

Die Bauern sollen übrigens, wie man sagt, recht wohl mit ihm zufrieden seyn, weil er bei Tauf- und Hochzeitmalen sich auf eine recht sinnliche Art mit ihnen vergnüget, durch seinen schmutzigen Witz sie aufgeräumt zu machen sucht, allerley tändelnde Spiele mit ihnen vornimmt, und sich durch nichts, als den schwarzen Rock, von ihnen unterscheidet. Verleugnung seiner selbst und der weltlichen Lüste, hält er für Sittenlehren hypochondrischer Eremiten. Ihm ist es genung, der Wahrheit Beifall zu geben; nach derselben aber zu leben, müsse man — wie er glaubt — niemand zumuthen

Hans sagte neulich zu Micheln, Nachbar! unser Pfarrer versteht sich besser auf de Karte, als of de Bibel, Schaafkop kann er dir meiner Treu! wie ä Meister spielen.

Hat man sich also zuverwundern, wenn die Zuhörer in ihrer fleischlichen Sicherheit fortgehen, und in ihrer Unwissenheit unterhalten werden, welcher der Lehrer abhelfen solte? Die Erfahrung lehret ohne dieß, daß unter dem gemeinen Volke die meisten mit einer undurchsichtigen Wolke von Unwissenheit umnebelt sind. Viele haben nicht allein dunkele und verwirrte, sondern auch ganz falsche, unrichtige und mit schändlichen Vorurtheilen verknüpfte Begriffe von göttlichen Dingen. Wo soll nun die Heiligkeit herkommen? Kann es uns befremden, daß man in der Christenheit eben die abscheulichen Laster begehet,

die

die unter den unreinen Götzenanbetern ohne Scheu getrieben werden?

Herr Osterwald schreibet in dem Buche von dem Ursprunge der Verderbnis und alles gottlosen Wesens auf der 44ten Seite: Die Unwissenheit macht Sicherheit. Denn je weniger einer weis, je unwissender, je blinder er im Verstande ist, je weniger fühlt er den Stachel eines bösen Gewissens, und je mehr Süßigkeit trift er in der Sünde an. Ein erleuchteter Christ fürchtet sich auch für dem Schatten der Sünde, aber einen Unwissenden wird auch das gröste Laster nicht beunruhigen, er fühlet nichts von derjenigen Angst und den scharfen Strafpredigten, die das Gewissen einem erleuchteten Menschen hält, welche oft machen, daß er der Sünde, die er begangen hat, feind wird und sich deshalben ins künftige mit allem Fleis für derselben hütet. Wer muß aber nicht dieses dem seligen Manne zugestehen?

Leben Sie wohl! und lieben ihren Freund.

Dreyzehender Brief.

Pr. Pr.

Warum war die Anzahl rechtschaffener Christen in den drey ersten Jahrhunderten gröſſer als in den folgenden und besonders in unsern Zeiten? Darauf wird leicht zu antworten seyn. Jene nahmen die Religion aus einer freyen Wahl an, weil sie die Vortreflich-

keit derselben hatten kennen lernen. Jetzt aber sind die meisten, welche Christen heissen wollen, mehr Christen durch die Geburt und Gewohnheit, als durch eine gegründete und lebhafte Ueberzeugung von der Schönheit und Göttlichkeit unserer heiligen Religion. Zu unsern Zeiten wissen viele so wenig gründliches von der Religion, daß sie bei einer Religionsverfolgung sich beschneiden zu lassen, und den Mahomed anzuruffen, kein Bedenken tragen würden.

Unglücklich sind dabei immer die armen Leute, besonders was die auf dem Lande anbelanget, daß es ihnen an guter Anweisung und gründlichem Unterrichte fehlet. In welcher Blindheit stecken nicht grossen Theils die Schulmeister auf den Dörfern? Sehr viele von ihnen wissen nicht einmal die Anfangsgründe der Religion, und es mangeln ihnen die zu dem wichtigen Amte eines Lehrers erforderlichen Eigenschaften. Sie verstehen nicht, wie sie die ihnen anvertraueten Kinder, nach Anleitung des Catechismus, auf die Erkenntnis ihres tiefen Verderbens führen sollen, sie können ihnen die rechten Mittel nicht zeigen, aus solchem Verderben errettet zu werden, sie sind viel zu ungeschickt, den Kindern die Ordnung anzugeben, in welcher man der durch Christum erworbenen Gnade und Seligkeit theilhaftig werden kann, und wie man es anfangen müsse, daß man Glauben und gutes Gewissen vor Gott und Menschen behalten und das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit erlangen könne. Und was noch

das

das Betrübteste, so ist ihr eigener Wandel ein untrüglicher Beweis, daß sie selbst Christum noch nicht als Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gelernet und angenommen haben. Sie liegen in öffentlichen Wirthshäusern, sind dem Saufen und der Wollust ergeben, lieben zeitverderbliche Spiele, sind zanksüchtig, oder leben in andern herrschenden Lastern. Ja, mir sind einige bekannt, die allemal die ersten, und wenn man sie in ihrer Trunkenheit nicht schon vorher hat wegbringen müssen, die letzten auf dem Platze sind, wo sich eine lustige und üppige Gesellschaft versammlet hat. Mag nun wohl ein solcher Blinder einem andern Blinden den Weg weisen, ohne zusammen in die Grube zu fallen?

Die noch bisweilen das Glück haben, einem Lehrer in die Hände zu gerathen, der so viel Fähigkeit besitzet, ihnen einen kurzen und einfältigen Begrif der Hauptstücke, die zum Glauben und Leben eines Christen gehören, beizubringen, wie es der schwache Verstand der Kinder dulden kann, die bilden sich gemeiniglich ein, dieses sey alles, was ein Christ von Gott, von seinem Willen und Wegen wissen kann und muß. Genieſſen sie dazu den Vortheil, daß ihr kleiner Vorrath von Erkenntniß, durch den Prediger des Orts, wenn sie das erstemal zum Tische des Herrn vorbereitet werden, in etwas vermehret wird, so halten sie sich für vollkommen. Allein auch diese ersten Grundlehren der Wahrheit und der Gottseligkeit, die ihnen sind beigebracht

worden, werden hernach nicht lange mehr in dem Gedächtnisse bewahret, vielweniger werden sie es für nöthig ansehen, an der Erweiterung geistlicher Wissenschaften zu arbeiten.

Die Gesellschaft der Ruchlosen, in welche sie sich unbedachtsam wagen, die weltüblichen Gewohnheiten und böse Gebräuche, durch die sie sich hinreissen lassen, machen die unordentlichen Lüste, die eine Zeitlang geschlummert hatten, wieder rege; alle gute Entschliessungen, alle ernsthafte Gedanken, die sich bei ihnen gesammlet hatten, werden zerstreuet, und alles das Gute, das so sorgfältig in sie war gepflanzet worden, ist in kurzer Zeit ausgetilget. Ja bei den überhäuften Geschäften dieses Lebens wird ein Begrif nach dem andern entweder geschwächet oder gar ausgelöschet. Je mehr sie also an Jahren wachsen, je grösser wird ihre Unwissenheit. Haben sie gleich Gelegenheit, dem Unterrichte in den öffentlichen Versammlungen zum Gottesdienste beizuwohnen, so ist doch gemeiniglich ihr Herz mit den Sorgen, die ihr Stand und irrdischer Beruf mit sich bringt, so eingenommen, daß das Wort des Herrn keinen Platz darneben finden kann. Zuweilen geselket sich auch Nachläßigkeit oder Bosheit dazu. Woher wollen sie nun die Reitzungen zur Gottseligkeit nehmen?

Zu wünschen wär' es dabey, daß unverständige Aeltern mit ihren Kindern nicht so frühzeitig zu dem heiligen Abendmale eileten. Gemeiniglich aber

haben

haben sie hier unlautere Absichten. Größtentheils geschiehet es darum, daß sie die Kinder aus der Schule behalten können, daß diese zu Gevatterschaften gebeten werden, oder wie man in hiesigen Gegenden redet, zu Ehren kommen mögen, daß sie von den erwachsenen Leuten in üppige Gesellschaft aufgenommen werden, wo sie mit denselben die eingeführten närrischen und sündlichen Gebräuche ausüben können, da man sie vorher noch nicht reif dazu hielt, und was dergleichen mehr ist.

Man glaube aber nicht, als ob diejenigen, denen man erhabnere Einsichten zutrauen sollte, von dergleichen eiteln Absichten ganz rein wären, wenn sie ihre Kinder die heilige Stiftung des Erlösers das erstemal wollen gebrauchen lassen, welches doch jederzeit eine der wichtigsten Handlungen unsers Lebens ist, wo der Glaube selbst den reinsten Seelen nicht erlaubet, sich ohne einem ehrerbietigen Schauer darzustellen.

Der Brief, den die Tochter eines angesehenen Mannes an den Pfarrer desselben Orts geschrieben hat, und den ich hier beyfüge, kann uns davon Auskunft geben. Er lautet also:

mein lieber Her Fahre.

ich soll sie ån schen komblimend von meinen Baba unt mamma machen unt sie lassen sie büdden ob si nigd wollen so gidich sein unt morchen zumiddache mid euner subbe mid unß ferlüb nämen sie sollen awer om

elfe kommen. unt mir ärscht eksameniren den mey Baba sahde heide fei da wier ufstunten ig solde uf 'n sondak kummuneziren weyl ig schon so kros were, unt nu di freuer balt kommen wirten den er sbasd gerne mit mig, gesdern bin ig fürzen gar gewäsen unt gee nu inz vufzente, ig hawe den Cadeaiismus gans auswendich gelernt, awer ig bin noch å bischen plete so werten si mig wol einhälfen wen ig waß nig wäs, mei her hoffmester had mig ene lange beugde gemagd di ig och schonn kan, das schwarze kled von Kratetur had mig der schneuter och gepragd, das ig mür hipsch budsen kan, ig winsche sie wool zu läwen unt bin ihre gehohrsamme tünern

scharlodde.

Wie sie in ihrem Examen bestanden, hab' ich nicht erfahren können. Der elenden Schreibart nicht zu gedenken, kann man doch das eitle Gemüthe daraus kennen lernen, da so gleich und vor allem andern vom Putze die Rede ist, wenn man sich zu der heiligen Tafel nahen will. So geht es leider! Die Mütter wollen an ihren Töchtern schön gezierte Marionetten sehen, und sind zufrieden, wenn sie nur nach der Mode ausstaffirt sind, sie mögen übrigens noch so wenig Verstand besitzen, oder noch so wenig von den Lehren des Christenthums gefaßt haben.

Einigen gereicht es noch zum Ruhme, daß sie an die Erziehung ihrer Kinder alles mögliche wenden, davon man hin und wieder die Früchte mit Vergnügen wahrnehmen kann. Selbst unter dem schönen

Ge-

Geschlechte hat manche sich eine so gute Erkenntniß zu verschaffen gewußt, daß sie nicht mehr an dem elenden und sündlichen Zeitvertreibe Geschmack findet, dabey andre mit eiteln Geschwätzen, mit Lästerungen des Nächstens, mit Erzählungen neuer und närrischer Moden sich belustigen. Jene haben weit erhabenere Begriffe und wissen als Christinnen sich die Zeit auf eine edlere und anständigere Weise zu verkürzen, sie können sich mit jedem, der sich mit ihnen einläßt, durch ein mit Klugheit gewürztes Gespräche unterhalten.

Diese geringe Ausnahme aber wird dasjenige, was ich vorhin gesagt habe, nicht umstossen, daß nemlich von dem niedrigsten bis zu dem höchsten Stande, eine mehr als Cimerische Finsterniß, in Rücksicht auf die Religionswahrheiten, herrsche. Man darf nur einigen Umgang mit Leuten von allerley Gattung haben, hilf Gott! was für alberne und schwärmerische Meinungen entdeckt man nicht! Wenige haben eine deutliche, ordentliche, genugsam überzeugende und gegründete Erkenntniß von göttlichen Sachen.

Das Buch der Christen, das uns in der wohlthätigen Absicht ist geschenket worden, die Anweisung, die in allen Ständen und Lebensarten nöthig ist, zu geben und uns den Weg zur Ruhe, zur Zufriedenheit und Seligkeit zu bahnen, ist in unsern Tagen so heruntergesetzt, daß es in den Augen der grossen Welt beinahe keinen Werth mehr hat.

Wie? keinen Werth! man trift ja die Bibel fast in allen Häusern an und bewahret sie sorgfältig.

Ich gebe es zu. Nur neulich war ich in einem gewissen Hause, dessen Besitzerin von ohngefähr einen Schrank öfnete, wo ich ein Futteral erblickte, und daher muthmassete, es müße ein Buch darinne stecken. Die Neugierde trieb mich an zu fragen: was für ein schönes Buch in diesem Behältnisse wäre? Die Antwort darauf war: es ist die Bibel. Ich bat mir solche aus, um etwas darinne aufzusuchen. Man schlug mir diese Bitte nicht ab. Ich fand, daß diese Bibel sauber eingebunden war und einen vergoldeten Schnitt hatte. Kaum fieng ich an zu blättern, so wurd' ich gewahr, daß die wenigsten Blätter aufgeschnitten waren. Ich konnte mich nicht enthalten zu fragen, wie lange die Frau Silvia dieses schöne Buch hätte? Beinahe vierzig Jahr, sagte sie. Ey! versetzte ich darauf, Sie müssen das Buch sehr werth halten, weil Sie es so behutsam verschliessen, und in seinem Behältnisse vor dem Staube aufzubehalten suchen. Scheint es doch, als ob es heute erst von dem Buchbinder gekommen wäre! Ja wohl, sprach die Frau Silvia, ich schätze es sehr hoch. Darauf setzte sie die Bibel wieder an den vorigen Ort, und ich glaube, daß solche bis jetzo noch unberührt daselbst stehen werde. — So wenig gebraucht man dieses Mittel, das uns klug machen kann. Ps. 119.

Wo will auch im Ernste die Zeit herkommen, sich mit dem Worte Gottes zu beschäftigen? Die vielen Romane, Feenmärchen, Liebesgeschichte, u. d. g. die den Verstand mit thörichten Einbildungen verderben, das Herz mit abscheulichen Grundsätzen vergiften und Leidenschaften entzünden, welche viele ihrer Unschuld, Ehre und Seligkeit berauben, gestatten nicht, auch nur einige kurze Augenblicke, auf das Lesen der Bibel zu wenden. Die Sorge, die man dem Leibe, ihn zu schmücken und behutsam zu nähren, widmet, die Bälle, Concerte, Maskeraden, Schauspiele, Visiten, Spatziergänge, geschlossene Gesellschaften und was man Galanterie nennet, sind die gewaltsamen Hindernisse, zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen.

Weil nun jenes alles zum Wohlstande gerechnet wird, so muß man auch der vornehmen, reichen und feinern Welt mit strenger Moral, mit Ermahnungen zur Besserung und Reinigung des Herzens, nicht beschwerlich fallen. Oder wie der Herr geheimde Rath von Moser — der eben ein so grosser Staatsmann als Christ ist, in dem Buche über die Aufrichtigkeit nach der Natur und Gnade, saget: Für jene muß man einen bequemen Weg zum Himmel lehren. Busse, Erneuerung und dergleichen harte Pflichten kann man nur dem gemeinen Bauer oder Bürger zumuthen.

Sollten wohl jetzt nicht die Zeiten seyn, davon Paulus an seinen würdigen Timotheus schreibet:

Es

Es wird eine Zeit seyn, da sie die heilsame Lehre nicht leiden werden; sondern nach ihren eigenen Lüsten werden sie ihnen Lehrer aufladen, nachdem ihnen die Ohren jücken, und werden die Ohren von der Wahrheit wenden, und sich zu den Fabeln kehren. 2 Tim. 4.

Ein artiges Pendant dazu ist das Gespräche, das ich von einem guten Freunde erhalten habe, und welches ich Ihnen in dem nächsten Briefe communiciren werde. Ich bin ꝛc.

Der vierzehende Brief.

Pr. Pr.

Die Unterredung zwischen zween Weltlichen, und einem Geistlichen, die ich Ihnen mitzutheilen versprochen habe, und die zur Bestätigung meiner gemachten Anmerkungen dienen kann, erhalten Sie in diesem Briefe.

Ich war vor einiger Zeit, schreibt mein Freund Aretophilus, auf einem gewissen Landgute. Der Besitzer desselben, der den Namen Herr von Weltlieb haben mag, hatte einen seiner Grenznachbaren zur Gesellschaft bey sich, der Herr von Tugendreich heissen soll. Unter den mancherley abwechselnden Gesprächen, die beyde mit einander führten, fiel endlich die Rede unvermerkt auf den Pfarrer des Dorfs. Herr von Weltlieb beklagte sich über seinen

Pfarrer,

Pfarrer, daß er nichts als lauter Neuerungen und Unordnungen in der Gemeine anfieng. Bald werden, sagte Herr von Weltlieb, alle meine Bauern Quäcker werden. Wie hübsch war es doch sonst! Alle Sonn- und Festtage saßen meine Unterthanen, nebst noch vielen lustigen Brüdern aus der Nachbarschaft, von Nachmittags bis des andern Morgens, in der Schenke, machten sich lustig, und soffen mir so viel Bier und Brandtwein aus, daß ich genug zu thun hatte, das Geld dafür einzustreichen. Wenn sie sich denn toll und voll gesoffen hatten, so kam es gemeiniglich zu blutigen Schlägereyen, und ich hatte meine Spions, die mir von allem Rapport thun mußten, da konnte ich denn die besoffenen Kerls wacker abstrafen, und meinen Beutel spicken. Die armen Spielleute verdienten auch manchen ehrlichen Groschen. Jetzt aber hört man keinen Hund mucksen, und es geht so stille zu, als wenn das ganze Dorf ein Kloster wäre.

Herr von Tugendreich antwortete darauf: Nunmehr genieſſen aber auch der Herr Bruder das Vergnügen, gute Unterthanen zu haben, und ihre Umstände immer blühender zu sehen.

Hr. v. Weltlieb: Ja, ein rechtes Vergnügen! nun mag ich mein Bier und Brandtwein selber aussaufen, oder vor die Schweine gieſſen. In einem ganzen Jahre schenke ich nicht so viel aus, als sonst in einem Monathe. Wenn

das

das Ding so fortgehet, muß ich zum Schelme werden, und Haus und Hof stehen lassen. Ich habe auch kaum so viel Strafgelder mehr, den Gerichtshalter zu besolden. Zuvor aber mußte von den Strafen wenigstens noch so viel darüber herauskommen, die Deputanten und das Gesinde davon zu bezahlen. Niemand als der Pfarrer, der den Leuten keine Lust gönnet, ist Schuld, daß ich so große Einbuße habe. Er soll aber, hohl mich — —! keine Seide dabey spinnen. Er darf nur kommen, und seinen Decem fordern! der vierte Theil soll ihm gewiß am Maaße abgebrochen werden, und noch dazu die Helfte Trespe, Rade und Vogelwicken seyn.

Der Hr. v. Tugendreich: Das kann unmöglich Ihr Ernst seyn!

Der Hr. v. Weltlieb: Nicht mein Ernst? Ich halte mein Wort, wie ein Cavalier.

Der Hr. v. Tugendreich: Sollte denn ein Mann, der vor Begierde brennet, Ihnen gesittete, rechtschaffene und fleißige Unterthanen, der Kirche aber wahre Christen zu verschaffen, so schlechten Dank verdienen?

Der Hr. v. Weltlieb: Einem Manne, der mich ums Brodt bringt, sollt' ich noch dazu danken? Das wär' artig.

Der

Der Hr. v. Tugendreich: Ums Brodt sollte Sie Ihr Herr Pfarrer bringen? Eine Beschuldigung, die Sie ihm nicht ohne Schaamröthe machen können. Haben Sie wohlgezogene und fromme Unterthanen, die Ihre Pflichten gegen Gott zu beobachten suchen, so werden sie auch mit Eifer, Treue und Fleiß dem nachkommen, was sie ihrer Herrschaft zu leisten schuldig sind. Und so wird Ihnen das hundertfältig wieder eingebracht, was Sie an Bier und Brandtwein zu verliehren befürchten. Wenn die Unterthanen selbst durch ordentliches Haushalten, und sorgfältige Abwartung ihres Berufs, ihre eigenen äußerlichen Umstände verbessern, so werden der Herr Bruder nicht besorgen dürfen, durch dieselben betrogen oder bestohlen zu werden, vielweniger wird Ihr Dorf ein Nest desperater Bettler seyn.

Der Hr. v. Weltlieb: Nun warten Sie, Herr Bruder, der Pfaffe wird bald selbst erscheinen, ich habe ihn zur Tafel bitten lassen, da will ich ihn tummeln, daß es eine Lust seyn soll!

Der Hr. v. Tugendreich: So müßen Sie nicht reden! es ist allemal ein untrügliches Zeichen, einer gewissen Geringschätzung der Religion, wenn man diejenigen, die uns

solche

solche predigen, verächtlich ansiehet, und niederträchtig tractiren will.

Der Hr. v. Weltlieb: Gucken Sie durchs Fenster, hier werden Sie den Kopfhänger kommen sehen!

Der Hr. v. Tugendreich: Ich habe schon lange gehöret, es soll ein recht liebenswürdiger Mann, und in Lehre und Leben, seinen Zuhörern ein unvergleichliches Vorbild eines christlichen Verhaltens seyn. Ich finde auch wirklich nichts abgeschmacktes an ihm; seine Perücke ist wohl gepudert; seine ganze Kleidung ist dem Leibe recht nett angepaßt; in seinem Gange und seiner Stellung kann man keine affectirte Scheinheiligkeit gewahr werden. St! er klopft schon an die Stubenthüre.

Der Hr. v. Weltlieb: Herein! Ach! nehmen Sie es nicht übel, mein lieber Herr Pastor, ich dachte, es klopfte sonst jemand. Wie geht es, ists Leben noch frisch?

Der Hr. Pastor: Ihnen zu dienen, gnädiger Herr Patron, ich preise die Gütigkeit des Allerhöchsten, und erkenne dessen mir bisher erwiesene Wohlthaten, mit dem demüthigsten Danke. Uebrigens lebe ich gesund, und meine leiblichen Umstände sind so beschaffen, daß ich thöricht handeln würde, wenn ich mich darüber beschweren wollte.

Der

Der Hr. v. Weltlieb: Wie befinden sich die Ihrigen zu Hause?

Der Hr. Pastor: Sie empfehlen sich unterthänig zu Gnaden; Gott Lob! sie sind noch alle wohl auf.

Der Hr. v Weltlieb: Sie kommen eben zu rechter Zeit, Herr Pastor, sie sollen zwischen mir und dem Herrn von Tugendreich Schiedsmann seyn.

Der Hr. Pastor: Wie denn so, Herr Patron? ich habe immer geglaubt, Sie wären recht gute Freunde zusammen; ich will in aller Welt nicht hoffen, daß Sie Sich entzweyet haben.

Der Hr. v. Weltlieb: Das eben nicht, wir haben aber einen kleinen Streit unter uns, darinne mir der lose Mann nicht recht geben will.

Der Hr Pastor: Worüber streiten Sie denn, Herr Patron?

Der Hr. v. Weltlieb: Ich vertheidigte Tanzen und Spielen, wo der Herr von Tugendreich mir immer widersprach. Ich möchte also gerne Ihre Meynung hören, um zu erfahren, wer von uns beyden recht oder unrecht gehabt hat; weil aber die Suppe schon auf dem Tische stehet, so wollen wir nach Gewohnheit beten, ehe sie kalt wird.

(sie beten) — Nun lassen Sie sich allerseits nieder, und Sie, Herr Pastor, nehmen Ihren Platz gerade gegen mich über! Die Materie vom Tanzen und Spielen, wird ein gutes Tischgespräche abgeben; was halten Sie davon, ists Sünde oder nicht?

Der Hr. Pastor: Da Sie gnädig befehlen, hierüber meine Gedanken zu eröfnen, so werde ich gehorsamen, und der vornehmen Gesellschaft zu überlegen geben, was ich nach meiner wenigen Einsicht hiervon urtheile.— Es war einmal eine Zeit, zu welcher über die so genannten Mitteldinge, dazu weder ein Befehl, noch ein Verbot in der Schrift vorhanden ist, heftig gestritten wurde. Unter diese rechneten einige, jedoch mit gewißer Einschränkung, auch tanzen und spielen. Ich muß aber gestehen, daß ich nie etwas darüber mit Nachdenken gelesen habe. Wenn nun zuweilen in den Gesellschaften, darinne ich mich befand, darüber Fragen aufgeworfen wurden, so pflegte ich gemeiniglich denen, die mich dießfalls sondiren wollten, also zu antworten: das beste wäre wohl, ein jeder bemühete sich um die wahre Veränderung des Herzens, so würde das Licht der Gnade schon lehren, was man in dergleichen Fällen zu thun und zu lassen habe.

habe. Wollte aber einer nur blos daraus schliessen, er sey bekehret, weil er nicht spielet und tanzet, so würde er sich durch diesen Fehlschluß leichte betrügen können. — Ueberhaupt hab' ich wahrgenommen, daß dergleichen Fragen am meisten von denen aufs Tapet gebracht werden, die nach der Sprache des Erlösers Mücken säugen, und Kameele verschlucken. Matth. 23, 24.

Der Hr. v. Weltlieb: Hier bekam ich einmal einen Stich, der aber nicht blutet. Sie sehen mich wohl, Herr Pastor, für einen Heuchler an?

Der Hr. Pastor: Behüte Gott! Ich habe noch niemals eine Verstellung an Ihnen bemerket, glaube auch, daß Sie im Verborgenen eben der seyn werden, wie Sie Ihre Rolle vor den Augen der Welt spielen.

Der Hr. v. Weltlieb: Sie haben recht! Ich bin allemal eben derselbe, und rede und thue, wie ich denke.

Der Hr. Pastor: Wolan! so will ich denn, um zur Sache zu kommen, alles, was Sie von mir zu wissen verlangen, kurz zusammen fassen, und damit es in gehöriger Ordnung geschehe, so werde ich mit Ihrer Erlaubniß, auf jedes besonders antworten, und zuerst bey dem Tanzen stehen bleiben. Vor

einiger Zeit wurde ich zu einer Hochzeit eingeladen, welche Einladung ich Ehren halber nicht ausschlagen konnte. Hier fand ich eine Gesellschaft, in welcher alles ehrlich, und meistentheils recht ordentlich zugieng, welche auch über allen Tadel würde erhaben gewesen seyn, wenn nicht einige durch das Gewächse des Weinstocks ihre Sinne hätten umnebeln lassen. Bey diesem Hochzeitmale waren auch ein paar redliche Seelen, die der ganzen Versammlung zu einer wahren Zierde dienen konnten. Schon lange Zeit vorher hatte ich sie, als wahre Verehrer der Gottseligkeit, und als unverstellte Christen kennen lernen. Ein sittsames Wesen und reine Tugend leuchteten ihnen aus den Augen. — Nach aufgehabener Tafel wurde — wie bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich ist — getanzet. Die beyden gedachten Muster der Frömmigkeit trugen kein Bedenken, etlichemal mit gemäßigter Leibesbewegung herumzugehen. Aus ihrem Exempel konnte man lernen, wie man dergleichen Ergötzung mit einer gewissen Verläugnung genieſſen könne. Solche edle Seelen, dacht' ich bey mir selber, muß wohl der seel. Luther vor Augen gehabt haben, wenn er in seiner Kirchenpostille über das Evangelium von einer Hochzeit zu Cana

spricht:

spricht: Glaube und Liebe lassen sich nicht austanzen. — Ich nahm mir daher vor, darüber weiter nachzudenken und zu versuchen, ob nicht diese Handlung, die manche schlechthin verdammen wollen, einige Vertheidigung finde?

Der Hr. v. Weltlieb: Man wird also wohl auch mir nicht das Tanzen als etwas unrechtes auslegen können?

Der Hr. Pastor: Erlauben Sie mir gütigst, daß ich Ihnen darüber meine Anmerkungen mittheile, alsdenn werden Sie Sich selbst antworten können.

Der Hr. v. Tugendreich: Was mich anbetrift, so habe ich das Tanzen allezeit für unanständig und unrecht erkläret. Denn es giebt zu vielem Bösen Gelegenheit; junge Leute werden dadurch ungemein verderbt und nicht selten wird dadurch bey beyden Geschlechtern eine unreine Liebe erwecket. Auch ehrbare Heyden haben es verworfen. Der römische Bürgemeister Cicero sagt: es wird nicht leicht ein nüchterner Mensch tanzen. Der Kaiser Friedrich III. pflegte zu sagen: er wolle lieber am Fieber darnieder liegen, als tanzen. — Man setze den Fall, diese nunmehr fast durchgängig eingeführte Gewohnheit wäre jemand unbekannt, er würde

aber von ferne einen Haufen Männer und Weiber gewahr, die einander nach dem Klange der Seiten bey der Hand nehmen, wie die Aelstern und Affen hüpfen, Haupt, Füße und den ganzen Leib hin und her werfen, sich im Kreise herumdrehen, im hurtigen Laufen gleichsam kämpfen und einander in die Arme laufen, würde er sich nicht einbilden, sie raseten und wären ihrer Sinnen nicht mächtig?

Der Hr. Pastor: Alles wahr! und dennoch lässet es sich auf gewisse Weise entschuldigen.

Der Hr. v. Tugendreich: Es soll mir um vieler Ursachen willen angenehm seyn, wenn Sie mich eines Bessern belehren werden.

Da ich zu andern Geschäften gerufen werde, so breche ich hier ab. Das weitere dieses Gesprächs folgt in dem nächsten Briefe. Ich bin ꝛc.

Funfzehender Brief.

eine Fortsetzung des vorhergenden.

Pr. Pr.

Der Hr. Pastor: Tanzen ist nichts anders, als ein Ausdruck der innerlichen Freude des Herzens. Denn wenn man sich über etwas freuet, so wallen Blut und Lebensgeister auf eine sehr angenehme Weise: gehen nun die Lebensgeister häufig nach den Füßen zu, so

setzen

setzen sie solche in Bewegung. David sprang vor Freuden, warf vor Freuden die Hände aus einander und tanzete vor dem Herrn. 2. Sam. 6. 16. Er gieng mit hüpfenden und fröhlichen Gebehrden einher. So war es bey dem Volke Gottes, den ehemaligen Juden gewöhnlich, daß eine gewisse Anzahl, jedoch ein jedes Geschlechte besonders, sich bey den Händen fassete, und in der Runde herumsprang, wenn sie die heilige Freude, die ihr Herz erfüllet hatte, an den Tag legen wollten. Die Schrift nennet dieses mit Reigen oder Reihen zum Tanze gehen. B. der Richt. 21, 21. u. a. w. Maria die Schwester Mosis that solches mit andern ihres Geschlechts, da Gott sein Volk aus der unerträglichen Sklaverey des Königes Pharao befreyet und diesen unbarmherzigen Tyrannen in dem Idumäischen Meere, mit seinem ganzen Heere, ersäufet hatte. 2. B. Mos. 15, 20. Und man sagt, daß die Christen in Syrien nicht nur am Ostertage, sondern auch an andern grossen Festtagen mit verschiedenen musikalischen Instrumenten, zu Bezeugung ihrer Freude, ihren Tempel zueilen, Lieder singen, dabey tanzen und zwar die Männer unter sich, die Weiber aber auch besonders. Da nun diese Freude nicht

sündliche, sondern göttliche und heilige Dinge zum Gegenstande hat, wer wollte die Freude selbst für verwerflich erklären? Und warum sollte es in diesem Falle nicht vergönnet seyn, nach dem freudigen Triebe des Herzens zu handeln? Weil das göttliche Gesetz, hierinne weder etwas befiehlt noch untersagt, so ist es erlaubt, nach der Freyheit, oder den natürlichen Grundbegierden, die Gott selbst in die Seele gepflanzet hat, zu leben. Hieraus kann man ohne Schwierigkeit schliessen, daß es nicht einerley sey, wenn zween einerley thun. Die Vernunft, wider welche auch die geistliche Sittenlehre nicht streitet, schreibet den Tugendhaften die Regel vor: wenn das Gesetz schweiget, so thue das, wozu dich deine natürlichen Grundbegierden, die dir der weise Schöpfer verliehen hat, antreiben. Gehöret denn aber zu diesen Trieben nicht die wohlgeordnete Selbstliebe? Diese aber will, ich soll thun, was mich und meinen Zustand vollkommener macht. Der Mensch besteht aus Leib und Seele; er ist also verbunden, das Beste beyder Theile seines Wesens zu besorgen. Laßt uns setzen: es suche einer der ein solches Amt bekleidet, welches ein sitzend Leben erfordert, dabey man stets mit dem Kopfe

zu

zu arbeiten hat, einmal einen Abzug von seiner Arbeit, um sich ein unschuldiges Gemüthsvergnügen und die nöthige Bewegung des Leibes, die seiner Gesundheit dienlich ist, zu verschaffen; es ist eben keine bequeme Witterung solche in freyer Luft zu haben; nun fügt es sich, daß er in eine ehrbare Gesellschaft geräth, wo getanzet wird, sein Herz wird durch die wohlgesetzte Musik freudig, die Lebensgeister werden rege gemacht; aus Liebe zur Gesundheit sucht er die dazu erforderliche Motion, darum mischt er sich in den Tanz; um sich aber nicht zu ermüden, hört er nach kurzer Zeit wieder auf; sollte er wohl dadurch das Lob eines tugendhaften und frommen Menschen verliehren? Kein Vernünftiger wird dieses zugestehen. In so weit glaub' ich nicht, daß man das Tanzen für sündlich erklären werde. Auch alsdenn halt' ich es für gleichgültig, wenn man sich dadurch eine anständige Stellung des Leibes zu erwerben sucht.

Der Hr. v. Tugendreich: Ich bin Ihnen unendlich verbunden, daß Sie mir in einer Sache, darinne ich bisher zweifelhaft gewesen bin, Licht gegeben haben. Nach den Voraussetzungen aber, die Sie machen, kann niemand, als ein wahrhaftig

Tugendhafter sich dieser Handlung unterziehen. Daraus mache ich den Schluß, daß das weltübliche Tanzen bey den wenigsten ohne Sünde geschehen kann.

Der Hr. Pastor: Ganz recht! mein Herr, denn es kommt gemeiniglich aus einem fleischlichen Triebe zur Wollust und aus einem eitlen Herzen her. Zu dieser sinnlichen Lust pflegt man gemeiniglich nicht eher zu schreiten, als bis das Geblüte durch starke Getränke ist erhitzet worden. Wie vielen Reizungen zu frechen Muthwillen, zu geilen und unzüchtigen Thaten werden nicht überaus viele dadurch ausgesetzet! Besonders ist mir der arme Hause bey dieser Fröhlichkeit immer bejammernswürdig. Ganz unverantwortlich aber scheinet es mir, daß man den Sonntag zu dieser üppigen Lust anwendet. Alle gute Regungen, die etwa bey dem Gehör des göttlichen Wortes entstanden sind, müssen nothwendig dadurch erstücket werden. Und wie wollen diejenigen, deren Gemüther von den fleischlichen Lüsten betäubet sind, zu Gott beten können? Wohl recht sagt der fromme Augustinus: Es ist besser, den ganzen Tag die härteste Tagelöhnerarbeit verrichten, als am Sonntage tanzen.

Der

Der Hr. v. Weltlieb: Wenn sollen denn die Landleute es thun, als des Sonntages? Die übrigen Tage haben sie keine Zeit dazu.

Der Hr. Pastor: Müßen sie es denn thun? wo ist denn der Befehl, in den Lüsten des Fleisches zu leben? Der Apostel sagt vielmehr, so ihr nach dem Fleische lebet, werdet ihr sterben müssen.

Der Hr. v. Weltlieb: Man muß sich doch einmal eine Lust machen!

Der Hr. Pastor: Aber eine vernünftige Lust. Thue das nicht, du lasterhafter Mensch, wozu dich deine Thorheit reizet.

Der Hr. v. Weltlieb: Der größte Haufe thut es ja, warum sollte man es nicht mit diesem halten?

Der Hr. Pastor: Sehr nachdrücklich ermahnet der Herr: Folge nicht der Menge zum Bösen. 2. B. Mos. 23, 2.

Der Hr. v. Weltlieb: Wer nicht mitmacht, wird ausgelacht.

Der Hr. Pastor: Hat einer noch nicht gelernet, sich über ein spöttisches Hohngelächter wegzusetzen, und läßt sich dadurch zu gesetzwidrigen Handlungen hinreißen; was würde denn geschehen, wenn er um des Herrn willen etwas härteres leiden sollte?

Der

Der Hr. v. Weltlieb: Genug hiervon! was sagen Sie aber vom Spielen, ist denn solches auch Sünde?

Der Hr. Pastor: Wenn Sie dem nachdenken wollen, was bei dem Tanzen ist erinnert worden, so werden Sie leicht urtheilen können, aus welchem Gesichtspuncte man solches zu betrachten habe.

Wenn ein Tugendhafter, dem es Zeit, Ort und Umstände erlauben, mit guten Freunden zur Abwechselung und Ergötzung des Gemüthes, sich hinsetzet, etliche gemahlte Blätter in die Hand nimmt, keine Gewinnsucht bei sich heget, dabei gleichgültig bleibet, die Karte mag fallen, wie sie wolle und es bald wieder satt wird, dem kann wohl niemand einen Vorwurf mit Recht machen. Wer hingegen als ein Müßiger, der zu nichts ernsthaften in der Welt geschickt ist, die Zeit mit spielen lüderlich hinbringt, dem es nur um den Gewinn zu thun ist, der sich ärgert, wenn ihm das Spiel nicht günstig ist, dabei fluchet, zanket und in Zorn geräth, seinem Vermögen dadurch schadet, und ohne Spielen nicht leben kann, dem ist es allemal Sünde.

Der Hr. v. Weltlieb: Gut! ist es aber denn erlaubt, sich ein christliches Räuschgen zu trinken?

Der

Der Hr. Pastor: Vergeben Sie, Herr Patron, daß ich diese Redensart unter die schandbaren Worte rechne, die Christen nicht geziemen. In diesem Ausdrucke ist ein wahrer Widerspruch. Sagte man, ein unchristlicher Rausch, so würde man recht reden. Den Christen ruft Paulus zu: Saufet euch nicht voll Weins! Wer sich also vorsetzlich berauschet, der giebt damit so viel zu verstehen, daß er ein Unchrist sey.

Der Hr. v. Weltlieb: An Ehrentagen ist es aber doch wohl zu entschuldigen, sich einen Rausch zu trinken? Selbst unser Heiland sagt auf einer Hochzeit zu Cana: jedermann giebt zuerst guten Wein hernach, wenn sie trunken worden sind, den geringen.

Der Hr. Pastor: Ich bitte um Verzeihung, noch nie hab' ich gelesen, daß der liebe Heiland dieses gesagt haben sollte.

Der Hr. v. Weltlieb: Bist du ein Meister in Israel und weißt das nicht? Wo steht das Evangelium von der Hochzeit zu Cana?

Der Hr. Pastor: In dem zweyten Capitel des Evangelisten Johannes.

Der Hr. v. Weltlieb: Her mit der Bibel! ich will es bald finden.

Der Hr Pastor: Hier ist sie, belieben Sie zu lesen!

Der Hr. v. Weltlieb: Sie haben doch recht, nicht Christus, sondern der Speisemeister redet die Worte.

Der Hr. Pastor: Wo spricht aber dieser, die damaligen Gäste hätten sich bezecht? Er sagt nur: Im Anfange giebt man guten Wein; hernach aber, wenn man trunken worden ist, giebt man schlechten. Es klänge besser nach unserer Mundart, wenn es — wie es auch eigentlich heisset — also übersetzet würde: Wenn man sich satt getrunken hat, und die Güte des Weins nicht mehr so lebhaft, als bei dem ersten Trinken schmecket, pflegt man den geringern aufzusetzen.

Der Hr. v. Weltlieb: Es sey drum! Gott hat uns aber den Wein, als ein edles Geschenke gegeben.

Der Hr. Pastor: Wohl! aber nicht zum Mißbrauche. Ich schätze das Gewächse des Weinstocks hoch und wenn ich das Vermögen dazu hätte, so würde ich den Rath befolgen, den Paulus seinem Timotheus ertheilet: Trink nicht mehr Wasser, sondern brauch ein wenig Wein um deines Magens willen und weil du oft krank bist.

Der Hr. v. Weltlieb: Nun so trinken Sie das Glas aus, Herr Pastor, denn wer Wein trinkt, soll, wie man sagt, schöne Verse machen

machen können; Sie sind aber ein guter Poete.

Der Hr. Pastor: Unter die Poeten darf ich mich ganz und gar nicht rechnen, wenn ich auch zuweilen ein leidlich Gedichte gemacht habe.

Der Hr. v. Weltlieb: Was ist aber für ein Unterschied zwischen einem Poeten und einem Narren?

Der Hr. Pastor: Schöner Vergleich! Ich habe zu grosse Hochachtung gegen Sie, als daß ich es wie jener Prediger machen sollte, der seinem Patrone, dem er gegen über saß, auf eben diese Frage antwortete, er wisse keinen andern Unterschied, als den Tisch.

Der Hr. v. Tugendreich: Das hab' ich gedacht, daß sich das Spiel so enden würde, denn wie man in Wald schreyet, so schalt es wieder heraus.

Der Hr. Pastor: Weil wir nun abgespeiset haben, so werde ich mich empfehlen, da mich unaufschiebliche Verrichtungen nach Hause rufen.

Der Hr. v. Weltlieb: Sind denn die Verrichtungen von so äusserster Wichtigkeit, daß sie nicht bis auf einen andern Tag warten können?

Der Hr. Pastor: Nein, gnädiger Herr Patron, ich muß noch heute einen Patienten besuchen, der auf den Tod darnieder liegt.

Der

Der Hr. v. Weltlieb: Je, was ist an einem Bauer gelegen? mag er doch abfahren!

Der Hr. Pastor: Das sey ferne, daß ich dabei so gleichgültig seyn sollte! die Seele eines Bauers ist in den Augen Gottes so hochgeachtet, als die Seele des größten Monarchen. Die Zeit heißt mich also eilen; ich danke auf das verbindlichste für die genossene Gnade.

Der Hr. v. Weltlieb: Leben Sie wohl Herr Pastor!

Der Hr. v. Tugendreich: Haben Sie die Gütigkeit, Herr Pastor, und gönnen mir auch bald die Ehre Ihres Besuchs.

Der Hr. Pastor: Unterthäniger Diener! So Gott Leben und Gesundheit verleihet und es meine Verrichtungen gestatten, so werde ich mich der gegebenen Erlaubniß zu bedienen wissen, meine unterthänige Aufwartung zu machen.

Der Hr. v. Weltlieb: Wir werden noch nicht gleich sterben, wir sind ja alle noch munter und Eßen und Trinken schmeckt noch vortreflich wohl.

Der Hr. Pastor: Die das Ziel ihres Lebens weit hinaussetzen, müssen öfters am ersten, wie der alles Vermuthen, die Schuld der Natur abtragen. Wenn jener Wollüstler sich selbst anredete: iß und trink, liebe Seele, du hast nun Vorrath auf viele Jahre, so erschreckte

schreckte ihn die Stimme des Herrn über Tod und Leben: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Ach daß doch die so vergänglichen und hinfälligen Menschen recht lebhaft bedächten, daß von dem unvermeidlichen Augenblicke des Todes ihr ewiges Wohl oder Wehe abhänge und sich, weil sie noch Zeit haben, auf die künftige Ewigkeit recht zu bereiten wollten! Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist, ruft deswegen Johannes den Irrdischgesinneten zu, denn die Welt vergeht mit ihrer Lust. — Ich habe nun die Ehre, mich nochmahls zu empfehlen.

Kaum war der Herr Pastor zur Thüre hinaus, so sagte der Herr von Tugendreich: Der Mann hat mir gefallen, denn er sagt nichts ohne Grund — Ey! antwortete darauf der Herr von Weltlieb, wer wollte alles so genau nehmen? Unser Stand läßt es nicht zu, so gebunden zu leben.

Dieser Hang zu einem ungebundenen Leben und vornehmen Freyheit, der sich bei vielen zeiget, läßt sie öfters ganz und gar vergessen, daß sie Christen sind. Wer dürfte sich also unterstehen, sie an die christliche Wohlanständigkeit zu erinnern? und wie übel würde der angesehen werden, der ihnen ihre wahre Gestalt zeigte!

Man hat Gelegenheit, hier an die Fabel des Herrn von Fontaine zu gedenken. Ein gewisser Mensch, der seine üble Gestalt und Leibesgebrechen wohl wußte, konnte keine Spiegel leiden. Und dennoch, wo er nur hinkam, fand er dergleichen vor sich. Die ewigen Spiegel! sagte er im Zorne; und entschloß sich, gar aus der Stadt wegzugehen und sich an einen entlegenen, und abgesonderten Ort zu begeben. Hier, meynte er, quälten ihn doch die verhaßten Spiegel nicht. Was geschah' aber? Er setzte sich von ohngefehr an einen hellen und sanft rauschenden Fluß. Kaum hatte er sich niedergesetzet, so erblickte er hier seine Gestalt so vollkommen, als in einem Spiegel. Er stund voll Unmuths auf und wollte nun auch kein Wasser mehr sehen. Die Deutung mag jeder selbst machen.

Man fährt indessen fort, die häßlichsten Laster auszuüben, die bei den ungesittesten Völkern im Schwange gehen, nur mit dem Unterschiede, daß man ihnen einen schönern Anstrich unter uns zu geben weiß. Den Hochmuth nennt man einen standesmäßigen Staat, Lügen eine artige und sinnreiche Ausflucht, Fressen, Sauffen, Ueppigkeit eine vergnügte Lust, Geitz heißt Sparsamkeit, Hurerey und Unkeuschheit Galanterie und erlaubter Scherz u. s. f.

Beinahe ist es nicht mehr nöthig, wider die Heucheley zu schreiben. Es giebt, sagt ein gewisser Schriftsteller, wenig Heuchler mehr, wir üben vielmehr unsre Laster ohne zu heucheln und ohne sie mehr

zu

zu verbergen, nur unter einem andern Namen. Die Tartüffe sind viel seltner, als ungläubige und lasterhafte Seelen. Weil man einen Heuchler hasset, so lebt man wie ein Sünder, blos um den Werth zu haben, daß man doch kein Heuchler sey.

Man eilet von einer thörichten Ergötzung zu der andern. Diese beständige Abwechselung, diese immerwährende Zerstreuung der Seele macht, daß die heiligsten Pflichten so viel wie nichts gelten.

Weil nun der gemeine Mann in dem Vorurtheile steckt, das, was die Großen thun, sey schön und vornehm, so ahmet er blindlings nach; also dürfen wir uns nicht wundern, wenn manches Laster ein ganzes Land schneller als eine Wasserfluth überströmet.

Bei einer unordentlichen Lebensart aber ist nichts leichter, als in einen völligen Unglauben zu gerathen, so, daß das gebrandtmarkte Gewissen endlich weder durch die fürchterlichen Drohungen des Gesetzes, noch durch die süßen Einladungen des Evangeliums, gerühret wird.

Die verabsäumte Erziehung, trägt dazu auch nicht wenig bei. Welche nachläßige Gelindigkeit gegen die Kinder beweisen nicht ungemein viele Aeltern. Ein Verbrechen! welches nach der Kaltsinnigkeit unserer Tage fast gar nicht mehr geachtet wird. Man gestattet den Kindern den frechen Muthwillen, man weiß oft, wie schändlich sie sich verhalten und schweiget dazu, und giebt ihnen wohl noch die Erlaubnis

dazu, oder, welches vollends das ärgste ist, man verführet sie wohl noch dazu. Denn der Herr Vater will gern an dem lieben Sohne, und die Frau Mutter an dem lieben Töchtergen ihr Bild sehen. Die grösten Vergehungen werden oft damit entschuldiget, Jugend habe nicht Tugend, man müsse die Jugend austoben lassen. Daher läßt man die Jugend in einer gewissen Wildheit aufwachsen, die hernach oft in klägliche Früchte ausschlägt. Die Jünglinge werden des Bösen gewohnt, schieben ihre Bekehrung bis in das graue Alter auf und werden hernach öfters in ihren Sünden plötzlich dahin gerissen.

Wir können daher dem Urtheile des jetzigen Herrn Kanzlers auf der Universität zu Kiel unmöglich den Beifall versagen, wenn er in einer seiner heiligen Reden spricht: Es scheint, als ob die Aeltern es mit einander verabredet hätten, ihre Kinder von ihren ersten Jahren an so eitel, als möglich, zu machen, und wenn sie sich nur zur Artigkeit im Aeusserlichen bilden lassen, die größten innerlichen Gebrechen der Seele zu übersehen, und ihnen Schmeicheleyen über Schmeicheleyen vorzusagen, damit die Einbildung auf ihre kleinen Vorzüge ja recht tiefe Wurzeln schlagen möge und niemals wieder ausgerottet werden könne.

Der Herr Graf von Creutz, Schwedischer Premierminister thut also unserer Zeit zu viel Ehre, wenn er an den Herrn Professor Möller zu Greifswalde schreibet: Nous vivons dans un siécle; où les passions

sions sont devenues plûs douces et les vertus plûs faciles. On voit disparoitre les crimes de la terre.

Sie aber, werther Freund, werden wie ich mir schmeichele, zugeben, daß diese die vornehmsten Ursachen des Unglaubens und des ruchlosen Lebens sind, die ich angeführet habe. — Nun sollte ich Ihnen noch auf die vorgelegte Frage antworten, was ich von der Reformation halte? die seit etlichen Jahren bey einem großen Theile der Christenheit vorgenommen wird. Da aber gegenwärtiger Brief mir unter der Hand etwas lang gerathen ist, so werde ich die Antwort bis zu anderer Gelegenheit schuldig bleiben.

Der sechzehende Brief.

Pr. Pr.

Konnte ehemals Rom auf seine Vorzüge stolz seyn, weil ihm ein so günstiges Loos zugefallen war, daß es unter dem Zepter eines Titus stehen konnte, der als das Vergnügen des menschlichen Geschlechtes verehret wurde, indem die Zärtlichkeit seines Herzens ihm nicht zuließ, jemand, der vor seinem Throne eine Bitte niederlegte, mißvergnügt von sich zu weissen; genossen die Unterthanen dieses weitläuftigen Reichs vor den übrigen Völkern des Erdbodens das Glück, von einem Trajan beherr-

schet zu werden, dem mit allem Rechte der Name des besten Fürsten zukam; glaubte man keinen würdigern Regenten, als einen weisen und gerechten Antonin zu haben; wie beneidenswürdig muß in den Augen der übrigen Nationen, das Glück unsers jetzigen Deutschlandes scheinen? welches in Joseph den Zweyten ein Oberhaupt verehret, in dem man alle die Eigenschaften, die jemals einen großen Monarchen unter der Sonne berühmt und liebenswürdig gemacht haben, vereiniget findet.

Der Ruf seiner preiswürdigen Thaten erschallet in die äußersten Winkel des Erdbodens. Die spätesten Enkel, werden bis zum Untergange dieses Weltgebäudes davon zu reden wissen, und sie nicht sattsam erheben können. Möchten doch Virgile und Horaze aufstehen! den Namen eines über alles Lob erhabenen Kaisers zu besingen, und zu verewigen. Man ist in der That zweifelhaftig, ob man ihn mehr als einen Held, oder als einen Christ und Vater seines Volks zu bewundern habe. Wohl denen, die ihr Glück nicht verkennen, mit demüthigen und freudigen Lippen den gnädigen Zepter eines solchen, von allen redlich denkenden Seelen angebeteten Regentens zu küßen, der, wenn man so reden darf, mehr als eine Seele zu haben scheint. Sollten wir nicht alle aus unterthänigster Ehrfurcht gegen dessen geheiligte Person gedrungen, den Weyhrauch unseres Gebets, zu den unumschränkten Beherrscher der Welt aufsteigen lassen? daß er die

kostbaren Tage seines Gesalbten, bis auf die spätesten Zeiten verlängere, und ihm den Geist der Gnaden, der Weisheit, des Raths und des Verstandes mittheile, damit derselbe seine erhabene Entwürfe glücklich zur Reife zu bringen vermögend sey! Der Herr der Heerschaaren verhüte gnädiglich, daß der finstere Aberglaube nicht einen unmenschlichen Clement, Ravaillac, oder Damien aufwecke, der seine verfluchten Hände in dem Durchlauchtigsten Blute, des besten Fürsten zu färben, die tolle Verwegenheit habe! Denn gewiß, einen solchen Kaiser wird die Nachwelt schwerlich erleben, der mit gleichem Eifer, so wohl den Flor, der ihm von Gott anvertrauten Länder, als auch das Beste der Kirche besorget. Unter dessen Schutze, geniesset nicht nur jeder die unschätzbare Gewissensfreyheit, seine Religion und Gottesdienst, öffentlich und ungestöhrt abzuwarten, sondern es brennet auch derselbe von brünstigem Verlangen, die Religion in ihrer ersten Lauterkeit wieder zu sehen.

Größerer Ruhm! als sich durch viele blutige Schlachten einen unsterblichen Namen erwerben wollen. Tausend und aber tausende, die bisher über Verfolgung und Bedrückung seufzeten, und die den Glauben des Herzens frey zu bekennen, sich nicht wagen durften, werden jetzt auf den Knien liegen, ihre gefaltne Hände segnend gen Himmel heben, und den Purpur ihres Beherrschers mit Freudenthränen salben. Und welche herrliche Be-

lohnungen werden Ihn in der Ewigkeit erwarten, da er sich so eifrig bestrebet, dem Gott immer ähnlicher zu werden, welcher wünschet und will, daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen mögen.

In allen Europäischen Gegenden, ist bisher die muthig unternommene Verbesserung der römisch-catholischen Kirche, der Inhalt der Gespräche und der Schriften gewesen. Es scheinet auch, als ob die über uns waltende Vorsehung, ein so heilsames Werk begünstigen wolle. Man müßte die Augen muthwillig verschliessen, wenn man nicht einsehen wollte, die unsichtbare Hand des Gottes, der die ganze Welt mit Weisheit und Liebe regieret, sey es, welche die Herzen der Hohen und Gewaltigen auf Erden dahin gelenket hat, daß sie den Orden der Lojoliten aufzuheben, sich vereinigen mußten, weil dieſe sonst durch ihre listige Ränke das aufkeimende Gute gleich in der ersten Blüthe zu ersticken, alle Kräfte würden angestrenget haben.

Nachdem dieser erste und große Stein, des Anstoßes glücklich aus dem Wege geräumet war, so wurde bald darauf ein erwünschter Anfang in der Sache selbst gemacht. Mit Freuden gab man uns davon die erste Nachricht, aus der Residenz des großen Josephs.

Nur das ist mir schwer zu verdauen, daß der Verfasser des Werkgens, welches die Reformation zu Ende des 18ten Jahrhunderts betitelt ist,

die

die ehrwürdige Asche des seel. Luthers noch im Grabe durch den Ausdruck beschimpfet, es habe dieser mit seiner Lehre den Aposteln in einigen Dingen widersprochen. Der Herr Verfasser ertheilt zwar dem seel. Luther vorher das Lob eines redlichen Mannes; allein das heißt doch in der That so viel, mit einer Hand etwas geben, und mit der andern dasselbe wieder zurück nehmen. Wir hoffen aber, der unbekannte Herr Verfasser werde mit der Zeit, die alles lehret, auf bessere Gedanken gebracht werden.

Der erste Schritt ist nun gethan. Schon bricht der Schimmer des Lichts durch die düstern Wolken, und ich habe eine gute Ahndung, es werde dasselbe da, wo es bisher ganz verdunkelt gewesen ist, in vollem Glanze leuchten.

Viele Einsichtsvolle Bischöffe, Prälaten und andere Männer von Verstande — welchen der Verfall der Religion einleuchtete, haben sich längst im Verborgenen nach einer Reforme gesehnt, und sich mit der süssen Hofnung geschmeichelt, es werde endlich einmal der glückliche Zeitpunct erscheinen, da ihre heisen Wünsche in Erfüllung gehen würden. Ihre große Erwartung hat sie auch nicht getäuschet.

Hatte die Argliſt um ihres Vortheils willen, die Augen des Volks verblendet, und damit sie nicht verstehen möchten, den Schlüßel der Erkenntniß,

durch Verbietung der heiligen Schrift weggenommen; so ist nun mehr, so weit sich das Gebiete des Kaisers erstreckt, einem jeden, die Bibel zu lesen, freygegeben, ohne zu befürchten, deswegen übel angesehen zu werden, wenn er das gütige Wort Gottes zu seiner Belehrung, zur Erweiterung seiner Einsichten, und zur Unterscheidung des Wahren und Falschen betrachtet.

Den Führern des Volks war freylich größtentheils daran gelegen, daß es in einer gänzlichen Unwißenheit — der Stütze des frommen Betrugs — erhalten würde; denn sie befanden sich wohl dabey; hatten die schönste Gelegenheit, ihren Eigennutz und Habsucht zu befriedigen, und durch Lukaszettel, Nikolausbrodt, Aloysimehl, Wallburgisoel, Ignatiusbohnen, Fieberwaßer, Amulete, Hexenrauch, Zettelgen wider die Zauberey, mit den Buchstaben I. H. S. und M. R. A. und dergleichen Raritäten, ihre Reichthümer zu vermehren. Wiewohl sie selbst in ihren Herzen über dergleichen Poßen lachen mußten.

Hätte einem zärtlich gesinnten Landesvater, der das Wohl seiner Unterthanen zu befördern, für die angenehmste Pflicht hält, nicht das Herz bluten mögen, wenn er dergleichen Betrügereyen entdeckte? Was Wunder! daß er von eben dem gerechten Eifer — wie ehedem der großmüthige Luther über die Ablaßkrämerey des Johann Tezel — entbrannt,

den

den geistlichen Quacksalbern ihr schändliches Handwerck zu legen, sich genöthiget sahe.

Von den erstaunenden Wunderwerken, welche das Volk von der Wahrheit der römischcatholischen Religion überzeugen sollten, wird man in den Kaiserlichen Erblanden nicht viel mehr zu hören haben, da zu Untersuchung derselben, zugleich auch die Protestanten mit gezogen werden sollen. Die Glocken werden ohne Menschenhände nicht lauten, und den Leuten Schrecken einjagen; die Bienen werden keine geweihete Hostie von der Erde aufheben, und in den Stock tragen, wo sie sich in ein schönes Kind verwandelt; keine in den Kelch gefallene Spinne wird dem Priester, der sie unversehens mit dem Weine verschluckt hatte, zum Finger oder zur Nase herauskommen; die Bilder werden sich von selbst weder bewegen, noch reden, noch weinen; und also werden die abergläubischen Wallfahrten zu denselben hinführo wegfallen.

Das platonische Reinigungsfeuer, welches Gavin eine privilegirte Beutelschneiderey nennet, wird nach und nach verlöschen, sobald die Quelle verstopfet seyn wird, woraus das Geld zu der Materie herfloß, die dasselbe in seiner Glut zu erhalten, erfordert wurde.

Viel ruhiger wird nun der Unbemittelte aus der Welt gehen, der sonst auf dem letzten Lager zitterte, weil er sich von allem entblöset sahe, wodurch

durch er sich aus dem schauervollen Schwitzkasten bald hätte ranzioniren können. — Reiche und Begüterte hingegen hatten sich eben nicht so sehr für diesen Flammen zu fürchten, da sie sich noch bey ihrem Leben, mit dem ungerechten Mammon diejenigen zu Freunden machen konnten, welche die Macht zu züchtigen und loszulassen hatten.

Ohne Schmerzen und Bekümmernis mag nun wohl die Abschaffung dieser einträglichen Dinge bey vielen — deren müßige und wollüstigen Tage sich darauf gründeten — nicht abgehen. Ihre Seelen werden alle die Angst fühlen, die ein verdorbner Mensch zu empfinden pflegt, dem man sein Ansehen oder Einkommen nehmen will.

Und da nun jeder aus den göttlichen Büchern der Schrift sich überzeugen kann, daß eine wahre und ungeheuchelte Gemüthsänderung die einzige Bedingung sey, unter welcher dem Sünder durch Christum, dessen theueres Verdienst sich derselbe mit vertraulicher Zuversicht zueignet, Gnade und Vergebung ist verheisen worden; wird auch die Einfalt fernerhin sich so willig finden lassen, für ihre Sünden Schatzungen zu erlegen?

Ohnstreitig müßen die reichlichen Einkünfte der apostolischen Kanzeley sich dadurch sehr verringern, wenn man sich zu der Taxe, die der Pabst Johannes der XXII. eingeführet hat, darinne Ablaß für alle Sünden, für Meyneid, Ehebruch, Sodomiterey, Kindermord, Kirchenraub, Todschlag

schlag u. d. g. feil geboten wird, nicht mehr verstehen will.

Sr. Kaiserliche Majestät, deren grossem und durchdringendem Geiste nichts entgehet, haben — und wie vielen Dank ist man Derselben schuldig? — durch allergnädigsten Befehl ernstlich verboten, den von 1649 an eingeführten Schwur: Ego N. N. spondeo, voveo ac juro, me pie tenere velle, B. Mariam, Dei genetricem absque originis peccati macula conceptam esse &c. von den in Wien Studirenden weiter zu fordern. Wie vielen Meyneiden wird dadurch klüglich vorgebeugt, die bisher unvermeidlich waren. Denn gewis nicht alle, die nach Wien auf die hohe Schule giengen, hielten sich von einer Sache überzeugt, die ohne Zeugnis der Schrift, zuerst im 12ten Jahrhunderte von den Scotisten erdacht und hernach von dem Pabste Sixtus dem fünften im 15ten Jahrhunderte bestätiget wurde.

Keinem, wenn er die Kirchengeschichte auch nur obenhin gelesen hat, kann unbekannt seyn, daß jener päbstlichen Bestätigung ohngeachtet, die Glieder der R. Kirche, wegen der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria, bis auf unsere Zeiten, sich nicht haben vereinigen können. Die Dominicaner, welche den Satz von der unbefleckten Empfängnis der Maria eine unsinnige Meynung, einen Saamen mancherley Irrthümer, eine

Lehre

Lehre, die mit der heiligen Schrift durchaus nicht bestehen kann, u. s. w. nennen, haben besonders deswegen mit den Jesuiten und Franziskanern die heftigsten Streitigkeiten gehabt. Und um keinem von diesen beyden Orden zu nahe zu treten, haben bisher die Päbste hierinnen nichts entscheiden wollen, so sehr man ihnen auch von allen Seiten angelegen hat. Und ob gleich Clemens der XIte im Jahre 1708. einen Machtspruch that, und allen Gliedern seiner Kirche das Fest der unbefleckten Empfängnis der heil. Jungfrau zu feyern befahl; so sind dennoch die Streitigkeiten darüber hernach immer fortgesetzet worden. Wie sehr also vieler Gewissen dadurch verletzet wurden, daß sie etwas beschweren mußten, davon sie nicht überzeugt waren, ist leicht zu schliessen. Welche unaussprechliche Wohlthat für die studierende Jugend in Wien! daß man nun eine so abscheulige Entheiligung des Namens Gottes abgeschaft hat.

Ja, was meynen Sie, werther Freund, werden nicht die Einfältigen, deren Hände die Vaterunser am Rosenkranze abzuzählen, geübter als die Hände der Gaukelspieler gewesen sind, werden sie nicht ihre Rosenkränze wegwerfen, und dafür die gefaltenen Hände zum Himmel aufheben? zumal wenn sie selbst das ausdrückliche Verbot des grossen Heylandes lesen: Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heyden. Denn sie meynen,

sie

sie werden erhöret, wenn sie viel Worte machen. Matth. 6. 7.

Höchst unanständig und sündlich muß auch wohl ein solches Gebet seyn, in welchem man die Geschöpfe mehr als den Schöpfer ehret. Dieses geschiehet aber in den nach dem Rosenkranze, oder einer Schnur kleiner Steinchen und Küchelgen abgezählten Gebeten, darinne der Maria mehr Ehre, als Gott erzeiget wird. Denn bey dem grossen Rosenkranze wird das Ave Maria 150, das heilige Vaterunser aber nur 15 mal; und bey dem kleinen, Ave Maria 50, Vater unser nur 5 mal gesprochen. Diese Gewohnheit, gewisse Gebete nach einer bestimmten Anzahl kleiner Küchelgen, die aus Silber, Holz oder anderer Materie verfertiget sind, herzumurmeln, schreibt sich von dem Mönche Peter Eremita her, der sie im 11ten Jahrhunderte nach Christi Geburt, von den Mahumedanern und Indianern angenommen hat. Weil nun damals eine so schreckliche Unwissenheit unter den Christen überhand genommen hatte, daß sich die Worte des Propheten auf dieselben nicht unfüglich anwenden ließen: Finsterniß decket das Erdreich und Dunkel die Völker; so fanden sich unzählige, die einen so abgeschmackten Gebrauch bis in den Himmel erhoben. Ungefehr 200 Jahre hernach kam der Rosenkranz durch die Vermittlung des Dominicus von Gutmann in ein allgemeines Ansehen; bis der Pabst Gregorius XIII. demselben

ben zu Ausgange des 16ten Jahrhunderts ein hohes Fest stiftete. Und nach dem Berichte des Antonius Gavin — in dem Buche, das er le passe portout de l' église romaine betittelt — soll in Spanien die Gewohnheit seyn, daß man fast stets nach dem Rosenkranze murmelt, auch mitten unter den Karten — und andern Spielen, unter Lachen und Scherzen darnach betet.

Allein der grosse und durchdringende Geist des für die geistliche und leibliche Wohlfahrt seiner Völker väterlich sorgenden Kaisers öfnet uns die frohe Aussicht in die Zukunft, da nicht nur dieser, sondern auch andere Gebräuche, die in den finstern Zeiten des Aberglaubens sind eingeführet worden, bey einem grossen Theil der Christenheit, unter dem Beystande göttlicher Gnade, wegfallen werden. Von dieser schmeichelhaften Hofnung beseelt verharre ꝛc.

Der siebenzehende Brief.

Pr. Pr.

Sie werden wohl nicht ohne innigste Betrübnis Ihrer Seele und ohne über die erschreckliche Blindheit der Menschen, bey diesen sonst so aufgeklärten Zeiten, zu seufzen, die öffentlichen Blätter haben lesen können; darinne gemeldet wurde, daß einige Einwohner in Polen vor dem Bildnisse eines Betrügers,

trügers, das andern zur Warnung am Galgen aufgehänget wurde, niedergefallen und es mit brünstiger Andacht verehret haben, weil sie in der Einbildung standen, alle Bilder, die vor den Augen der Welt öffentlich da hiengen, bezeichneten grosse Heiligen, deren Vorbitte uns bey Gott zu statten komme. Wen sollte auch diese heilige Einfalt nicht zum Mitleiden bewegen?

Unverantwortlich aber ist es, daß die Führer des Volks, von denen es doch zu vermuthen steht, daß sie es besser wißen, um einiger zeitlichen Vortheile willen, die ihrer Aufsicht anvertraute Seelen nicht besser belehren, sondern sie wohl noch darzu in ihrer Unwissenheit und Aberglauben zu bestärken und zu erhalten suchen. So traurig solches ist, so freuet sich die Liebe gegen unsere Mitmenschen über das glückliche Loos, das den Bewohnern eines grossen Striches jenes Landes dadurch zugefallen ist, daß sie durch göttliche Fügung sich dem Zepter eines Beherrschers haben unterwerfen müssen, durch dessen weise Veranstaltungen sie aus ihren gefährlichen Irrthümern werden heraus gerissen und durch das Licht der Wahrheit erleuchtet werden.

In dieser Absicht werden ietzt Männer ausgesucht, welche genugsame Fähigkeit besitzen, die ewigen Wahrheiten des Glaubens unverfälscht und ohne Einmischung solcher Lehren, die nichts als Menschengebote sind, vorzutragen, und ihre Zu-

hörer zu belehren, daß die leiblichen Uebungen wenig nützen, und daß man nicht auf die Verehrung eines Heiligen, sondern auf die Verdienste Christi, dadurch wir das Heil erlangen, alle Hofnung zu gründen habe.

Weil man nun die Klöster als Pflanzschulen betrachtete, in welchen nach dem Willen ihrer Stifter die Mönche zum Dienste der Kirche sollte zubereitet werden; so glaubten Sr. Kaiserl. Majestät, lauter solche Subjecte darinne zu finden, die das Volk zur Seligkeit zu unterweisen brauchbar wären. Wie aber Höchstdieselben sich betrogen haben, hat besonders das Exempel der Piaristen gelehret, die in der angestellten Untersuchung so seichte befunden wurden, daß man sie unmöglich zu Weltpriestern wählen konnte.

Der verfehlte Entzweck dieser frommen Stiftungen; die vielen hohen und niedrigen Schulen, die hin und wieder sind angelegt worden, machen nunmehr die Klöster unnöthig. Und die Wahrheit zu bekennen, so sehen jene redliche Seelen, die zuerst von ihrer einsamen Lebensart, aus der griechischen Sprache den Namen der Mönche erhielten, den heutigen Mönchen, die in verschiedene Orden getheilet werden, sehr unähnlich.

Die erste Gelegenheit zu solchem einsamen Leben, hat ohne Zweifel Paul von Theben, in der Mitte des dritten Jahrhunderts nach der heilbringenden Geburt unsers ewig anbetungswürdigen

Erlösers

Erlösers gegeben. Dieser fromme Mann, der der Wuth des blutdürstigen Decius, die er als römischer Kaiser an den Bekennern des Namens Jesu ausließ, zu entgehen suchte, begab sich auf wüste Gebürge, wo er in einem Felsen eine Höhle antraf, darinne es ihm sowohl gefiel, daß er solche zu dem Orte seines Auffenthalts erwählte, um daselbst den übrigen Rest seines zeitlichen Lebens in Einsamkeit und Gebete ungestöhrt zuzubringen. Nach einiger Zeit gesellete sich Antonius aus Aegypten zu ihm, der ein überaus mäßiges Leben führte, öfters zween oder drey Tage fastete, und nicht selten eine ganze Nacht hindurch im Gebete verharrete. Bey welcher strengen Lebensart beyde die Tage ihrer irrdischen Wallfahrt über hundert Jahre brachten.

Es fanden sich hernach noch mehrere, die der Grausamkeit des tyrannischen Kaisers zu entfliehen, ihre Zuflucht in die Einöden und Gebürge nahmen. Ob sie nun gleich dieses einsame und abgesonderte Leben anfänglich, aus Noth gedrungen, erkießten, so wurden sie desselben dennoch nach und nach so gewohnt, und es deuchtete ihnen so sanfte, daß sie auch, nachdem sich der Sturm wieder geleget hatte, in ihre erstere Wohnungen nicht wieder zurück kehren wollten, sondern sich bis ans Ende ihrer Tage, in den Höhlen und Hütten, die sie in den Wüsteneyen aufgeschlagen hatten, zu verbleiben wünschten. Damals aber gedachte man

noch an keine Klöster, man hatte auch noch keine Regeln feste gesetzt, nach welchen man in einer geschlossenen Gesellschaft sich richten wollte. Die wenigen, die sich in den ägyptischen Wüsteneyen zerstreuet hatten, lebten für sich besonders.

Nicht eher als im vierten Jahrhunderte, da unter der Regierung des Kaisers Constantin des Grossen ruhige Zeiten erfolgten, sind die ersten ordentlichen Klöster in Aegypten, durch die Bemühung des Pachomius erbauet worden. Er sahe, daß verschiedene fromme und Gott ergebene Seelen sich zusammen hielten und es für rathsam achteten, in der Stille ihre Tage dem Herrn allein zu heiligen; sich auch von dem grossen Haufen absonderten, damit sie nicht unter dem lärmenden Geräusch der Welt die Pflichten der Gottseligkeit vernachläßigen möchten, und sich für dem eingerißenen Verderben und für den mächtigen Versuchungen der Welt um so viel leichter verwahren könnten. Für diese wurden an entlegenen Orten Häuser aufgerichtet, wo sie in geschlossenen Gesellschaften sich unter einander erbaueten. Diese Häuser nennete man hernach Klöster, deren Anzahl mit der Zeit immer mehr zu nahm.

So lange diese noch keine grossen Einkünfte hatten, so lange erinnerten sich die Bewohner derselben an die Absicht, nach welcher sie der weise Schöpfer in die Welt gesetzt hatte, daß sie nehmlich die so schnell vorübereilenden Jahre des zeitlichen

lichen Lebens, nicht nur zu sorgfältiger Vorbereitung auf einen glücklichen Eingang in die selige Ewigkeit anzuwenden, sondern auch als Glieder der menschlichen Gesellschaft, zum Besten derselben, so viel in ihren Kräften stünde, beizutragen verpflichtet seyn sollten. Daher nährten sich die Klosterbrüder ihrer Hände Arbeit, um niemand zur Last zu seyn, noch viel weniger durch Müßiggang zur Sünde verleitet zu werden. Sie halfen so gar, wie die Geschichte meldet, in der Erndte das Getreide abmähen, um nicht nur ihren nothdürftigen Unterhalt zu erwerben, sondern auch von dem Ueberflusse den Dürftigen wohlzuthun. Die übrige Zeit wurde zur Andacht, zum Gebet, oder zu einer Unterredung von Gott und heiligen Dingen angewendet; besonders suchte man daselbst die Jugend in der Zucht und in der Vermahnung zum Herrn und zu einem rechtschaffenen Wandel anzuführen.

Nur wäre zu wünschen, daß man in den folgenden Zeiten von der ersten Einrichtung nicht abgewichen wäre. Allein man fing bald an, sich dem Müßiggange — der Quelle aller Laster — zu ergeben.

Augustinus fragt schon zu seiner Zeit: Ich möchte doch gerne wissen, was diejenigen machen, welche keine leibliche Arbeit verrichten? Antwortet man, sie wenden ihre Zeit auf Beten, Singen und fleißige Betrachtung des Wortes Gottes, so könnte man alsbald erwiedern, dieses sey freylich die edel-

ste Beschäftigung von der Welt; jedoch wenn man weiter nichts, als dieses thun wollte, so würde man sich auch nicht Zeit zu eßen und zu trinken nehmen dürfen. Ist man aber schuldig, dem Leibe die gebührende Nothdurft zu verschaffen, damit die Glieder desselben etwas Gutes zu verrichten, tüchtig bleiben, warum wollte man nicht die Verordnung des Apostels beobachten, der 2 Theß. 3, 11. 12. die Arbeit ausdrücklich befohlen hat? Kann denn einer, der mit der Hand arbeitet, nicht auch beten und singen, und eben dadurch seine Arbeit heiligen?

Da wurde nun vollends allen Lastern Thür und Thor geöfnet, als man mit seiner Freygebigkeit an die einsamen Gesellschaften gar zu verschwenderisch wurde und sich einbildete, durch milde Stiftungen für so fromme Leute, sich eine Stufe zum Himmel zu bauen.

Daher mußte man durch scharfe Gesetze und strenge Regeln allen Ausschweifungen vorzubauen suchen. Man muste die Wohnungen der Mönche und Nonnen mit hohen Mauern umgeben, die Zugänge zu ihnen mit Gittern, Schlößern und Riegeln verwahren, und ihnen harte und beschwerliche Uebungen auflegen, um ihnen die Gelegenheit zu sündlichen und ausschweifenden Handlungen zu benehmen. Diesen Eingesperrten, die ganz unbrauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden waren, kam freylich ein solches Joch beschwerlich vor. Damit sie sich aber desto eher dazu bequemen möchten, so überredete

redete man sie, daß sie dadurch Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit verdienen könnten.

Um sich aber diese Last zu erleichtern, hat man hernach bequeme Mittel ausfindig gemacht. Man hat die schönsten Gegenden zu diesen heiligen Wohnungen ausgesucht, wo die mannigfaltigen Reitze der Natur den Sinnen die angenehmsten Ergötzungen gewähren. Prächtige Gärten, anmuthige Spatziergänge, fischreiche Seen, belaubte Büsche, darinne das Geschwitschere der Vögel das lauschende Ohr bezaubert, alles versetzet in Entzücken. Innerhalb der Mauern hat man, die Einsamkeit zu versüssen, allerley Spiele und abwechselnde Vergnügungen erfunden. Wie ruhig, wie gemächlich kann man hier die Zeit zubringen? Wie zärtlich und überflüßig kann man durch die mancherley kostbare Speisen und Getränke seinen Leib pflegen!

Die einzige Unbequemlichkeit sollen besonders die Nonnenklöster haben, daß die unschuldigen Seelen, durch unruhige Träume und seltsame Erscheinungen, bisweilen in ihrer sanften Ruhe gestöhret werden, dabei es ihnen nicht anders um das Herz ist, als ob ein schwerer Stein darauf liege, der sie kaum Odem schöpfen läßt, welches die Einfalt das Alpdrücken nennet.

Bei so grossem Ueberfluße ist es nicht zu verwundern, daß die Lüste nirgends mehr Nahrung und Vorschub finden, als in den Wohnungen, die den Mönchen und Nonnen angewiesen wurden, ohne

viele äusserliche Hindernisse der Heiligung vor andern nachzustreben, und sich dem Herrn ganz aufzuopfern.

Also wurde nach und nach dasjenige verderbt, was einen so guten Anfang hatte, nachdem die Klöster durch mancherley Betrug, List und Ueberredung sich von den Einfältigen unermeßliche Reichthümer zu verschaffen wußten.

Daher kostet es heut zu Tage wohl nicht gar zu viel Ueberwindung und Verleugnung seiner selbst, eine so bequeme Lebensart zu erwählen.

Gut wäre es, wenn man in den Klöstern dem ernstlich nachdächte, was Thomas von Kempis sagt: Die geistliche Kleidung und geschoren zu seyn, hilft wenig zur Sache, sondern die Veränderung seiner weltlichen Sitten und die Abtödtung der bösen Neigungen, diese machen einen wahren und rechtschaffenen geistlichen Menschen.

Weil man aber jetzt für seine Seligkeit nicht mehr, wie es ehemals geschahe, so große Sorge trägt und bei dem gefallenen Christenthume nicht mehr so wachsam sich bezeiget, die Versuchungen des verderbten Herzens zu vermeiden, so möchte die Anzahl derer wohl nicht gar zu groß seyn, die sich zu einem freywilligen Klostergelübde entschliessen sollten; besonders wenn die Klosterzucht wieder auf den ersten Fuß gesetzt würde, und man ohne Ausrede sich nach den Regeln richten müßte, die in dem vierten Jahrhun-

hunderte von dem Bischofe zu Cäsarien Basilius, dem wegen seiner ausnehmenden Gottesfurcht und unvergleichlichen Gelehrsamkeit der Name des Großen beigeleget wurde, den Ordensbrüdern sind vorgeschrieben worden. Denn darinne wird ihnen die Anweisung gegeben, daß sie bei einer ungeheuchelten Gottesfurcht sich der Kreuzigung des Fleisches, der täglichen Erneuerung und Keuschheit befleißigen, jeder sich seinen Unterhalt selbst verschaffen, im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen, in Speise und Trank Maasse halten, fleißig beten und den Umgang mit dem andern Geschlechte vermeiden sollten.

Dahin gehet auch die rühmliche Bemühung des großen Josephs, und in dieser Rücksicht sucht er den Mönchen und Nonnen die Quelle zu verstopfen, die der Grund einer unthätigen und wollüstigen Lebensart bisher gewesen ist. Wiewohl niemand ohne Verletzung der Wahrheit, leugnen kann, daß sich allezeit einige Muster der Frömmigkeit und der Verleugnung der Welt in diesem oder jenem Kloster gefunden haben. Nur aber ist ihre Anzahl immer klein und geringe gewesen.

Die gelehrte Welt ist auch einigen Mönchsorden, darunter sich vornemlich die Benedictiner auszeichnen, die größte Verbindlichkeit schuldig, daß sie in ihren Cellen das Wachsthum der schönen Wissenschaften zu befördern, keinen Fleiß und Mühe gesparet haben.

Der berühmte Herr Doctor Pfaff, ehemaliger Kanzler der Universität zu Tübingen wünschet daher, daß auch unter den Protestanten dergleichen Klöster möchten errichtet werden, in welchen diejenigen zusammentreten, die an dem Baue des Reiches Gottes, und an der Ausbreitung freyer Künste gemeinschaftlich zu arbeiten, sich verbinden.

Weil aber die Menge der Gelehrten in keinem Lande unter den Mönchen so gar zahlreich ist, der wahren Verehrer Gottes, die nach festgesetzten Regeln gemeinschaftlich zusammen zu leben wünschen, auch nur wenige seyn möchten, so hätte man wenig Raum zu ihrer Wohnung und mäßige Kosten zu ihrem Unterhalte nöthig. Mithin können die vielen Klöster eingeschränkt und die unmäßigen Reichthümer und Besitzungen derselben zu einem bessern Gebrauche angewendet werden.

Darauf wird nun auch jetzo vorzüglich in den kaiserlichen Ländern Bedacht genommen. Der erhabene Regente gestattet zwar einigen Orden, von welchen Kirchen und Schulen sich Nutzen versprechen können, unter Einschränkung ihrer Anzahl, in Klöstern zu wohnen, beschneidet ihnen aber die überflüssigen Einkünfte, wodurch sie zu Unordnungen verleitet werden könnten, und legt dieselben darzu an, daß dem Kummer, der Dürftigkeit, den Schwachheiten und Uebeln der Elenden abgeholfen, der Unwissenheit, dem Unglauben, der Bosheit und Gottlosigkeit gesteuert werde. Die Spitäler und Armenhäu-

ser

ser werden reichlicher versehen, um denen Hülfsbedürftigen Erleichterung und mehrere Bequemlichkeit zu verschaffen.

Ein Theil der Klostergüter ist zur Besoldung neuer Lehrer und Prediger bestimmt, die an den Orten angestellt werden, wo bisher das Volk, aus Mangel des Unterrichts, in einer gewissen Wildheit zur Schande der Religion, aufgewachsen ist.

Der schlechte Gehalt der Prediger auf dem Lande, deren viele — wie bei uns — kaum ihre Blösse mit der schlechtesten Kleidung decken und das liebe Leben kümmerlich hinbringen können, wird auf einen ergiebigern Fuß gesetzt; die beschwerliche Ackerwirthschaft wird ihnen abgenommen, und die daraus ihre meiste Versorgung hernehmen mußten, werden anderwärts schadlos gehalten, damit sie nicht mit Sorgen der Nahrung überhäuft, von der Sorge für ihre und der Zuhörer Seelen abgezogen werden.

Vortrefliche Veranstaltungen! Denn weitläuftige Haushaltungen sind ganz und gar keine Sache für einen Mann, der seine ganze Sorgfalt auf die Führung seines Amtes zu richten, und dabei alle Hände voll zu thun hat. Niemand kann zween verschiedenen Herren dienen. Kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung, auf daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat. 2 Timoth. 2, 2. Viele Prediger aber sehen sich leider! nur allzusehr in Händel der Nahrung eingeflochten.

Wie

Wie sanfte muß es jenen Lehrern deuchten! daß ihnen die Sorgen der Nahrung auf solche Weise erleichtert werden und sie nun dem, was ihr Beruf erheischet, mit desto größerer Sorgfalt, nachkommen können. Damit wird zugleich den Hindernissen weislich vorgebeugt, die der Aufklärung des Volks im Wege stunden.

Der unvergleichliche Joseph, der überhaupt seinen Weg mit lauter Güte und Gerechtigkeit bezeichnet, gleich einem Flusse, der überall, wo er hinströhmt, Segen und Glückseligkeit mit sich bringet, richtet ganz Menschheit, die erste und vornehmste Sorge dahin, daß die lautere Wahrheit, an statt der vorigen erdichteten Fabeln, gelehret und die geistliche Wohlfahrt der Seelen befördert werde.

Regenten, die sich als solche Väter und Hirten des Volks, das sie beherrschen, erweisen, tragen das Bild des Gottes, dessen Statthalter sie auf Erden sind, sichtbarlich an sich, als welcher nach seiner barmherzigen Liebe unsern Geistern sowohl, als unsern Leibern alle die Glückseligkeit gönnet und gerne verschaffen will, deren sie nur fähig sind.

Was können wir uns nun von der in österreichischen Ländern angefangenen Reformation anders, als gesegnete Folgen versprechen?

Ueberhaupt kann man aus den jetzigen Anstalten Hofnung schöpfen, es werde der Wahrheit, in der römischcatholischen Lehrverfassung, ein freyerer Ein-

gang

gang in die Herzen derer geöfnet werden, die die ungesundesten Lehrsätze, wider ihre innerliche Ueberzeugung annehmen mußten, wenn sie nicht bei Hunger und Durst, bei Frost und Kälte, in düstern und dumpfichten Behältnissen, ihr ganzes Leben hindurch schmachten, oder ihre Leiber auf dem Scheiterhaufen in Asche verwandeln lassen wollten. Da vornemlich der oberste Bischof Pius VI. der Menschlichkeit die Ehre thut und geschehen läßt, daß die abscheuliche, mehr als tygermäßige und dem christlichen Namen zur äussersten Schande gereichende Inquisition oder Blutgerichte in den Ländern, wo sie noch üblich gewesen ist, abgeschaffet werde.

Es läßt sich ohnedem nicht zusammen reimen, wie die Bischöfe in Rom, welche die Stelle des Jesu, der nichts als Sanftmuth und Liebe in Worten und Werken predigte, zu vertreten sich rühmen, gleichwohl ein so unbarmherziges und barbarisches Gerichte haben jemals zugeben, billigen und bestätigen können, durch welches bereits viele Tausende, die sich nur einiger massen merken liessen, wie sie den von Menschen, wider die Schrift erdichteten Irrlehren nicht beipflichten könnten, auf das grausamste sind gefoltert und hingeopfert worden, oder durch den Verlust ihrer Güter die Habsucht geitziger Richter haben befriedigen müssen.

Ja in der ganzen katholischen Christenheit fängt es immer mehr an Tag zu werden, und wir wün-

schen,

schen, daß die noch übrige Finsterniß in Lehre und Leben bald gänzlich möge vertrieben werden!

Mit diesem Wunsche verharre ꝛc.

Der achtzehende Brief.

Pr. Pr.

In der Beantwortung, deren Sie meinen letztern Brief würdigten, warfen Sie die Frage auf: ob nicht auch eine Reformation in unserer evangelischen Kirche nöthig wäre? natürlich muß man darauf fallen, wenn man höret, daß in andern Religionspartheyen auf Verbesserung gedacht wird, und bey reifer Ueberlegung vor Augen siehet, wie noch vieles bey uns ins Reine zu bringen sey.

Der selige Luther — bald hätte ich mich vergeßen, und der wohlselige geschrieben, ich erinnerte mich aber den Augenblick, daß dieses Prädicat nur Leuten vom Stande nach dem Tode zukomme, die auch jenseit des Grabes den Rang behaupten möchten, den sie in der gegenwärtigen Welt gehabt haben. Wie denn eine vornehme Dame sich einsmals soll haben verlauten lassen: ehe sie unter der gemeinen Canaille einen Platz im Himmel einnehmen wollte, möchte sie lieber gar nicht hineinkommen.— Der selige Luther hatte, wie bekannt ist, alle Hände voll zu thun, die Religion Christi, die durch unzählige Menschensatzungen ganz verunstaltet war,

in

in ihrer ersten Reinigkeit wieder herzustellen. Er fand auch wirklich hier eine beschwerlichere Arbeit, als ehemals Herkules, der den Stall des Königes Augea in Elis reinigen mußte.

Ehe aber dieser redliche Mann eine rechte evangelische Gemeinordnung und genaue Kirchenzucht, nach apostolischen Fuß einführen konnte, wurde er von dem Tode übereilet. Das angefangene Gebäude wurde hernach nicht ganz aufgeführet. Bisweilen haben sich zwar Männer gefunden, die nach ihrer rechtschaffenen Gesinnung, eine Besserung in unserer Kirche sehnlich wünschten, ihr Wunsch aber ist im Ganzen bis jetzo noch unerfüllet geblieben.

In dem Tractätgen, wo die Frage untersucht wird: warum es bey dem täglichen Wachsthume der Wissenschaften gleichwohl noch so sehr an guten Predigern mangele? sagt der Verfaßer: So lange wir nicht einen zweyten Luther bekommen, der dasjenige in der Kirche vollends aufräumet, was der erstere noch übrig lassen mußte, so lange bleibt es bei dem alten Herkommen. Der unbekannte Auctor schränkt zwar dieses, seiner Absicht gemäß, nur auf diejenigen Lehrer ein, die wie jener Prediger denken, der den Zuhörern, die sich über seinen unordentlichen Wandel beschwerten, die Antwort zurückgab. Ihr bezahlt mir nur die Lehre, die ich euch rein und lauter vortrage; werdet ihr mir auch das Leben bezahlen, so soll dieses gewiß

wiß unverbesserlich seyn. Dabei äußert der Herr Verfaßer den Gedanken: derjenige würde vielleicht keinen unrechten Einfall haben, der gewisse Sittenrichter, wie ehemals bey den Römern, verordnete, die weiter nichts zu thun hätten, als daß sie auf die Aufführung der Prediger ein wachsames Auge haben müßten. Dawider wird man auch wohl nicht viel einzuwenden wissen. Denn wo der Lehrer nicht selbst mit seinem Wandel niederreißen, was er mit der Lehre bauen will, so muß er ein gutes Exempel geben.

Lehrer-Fehler schaden mehr, als die besten
Lehren nützen,
Weil uns jene jederzeit in die freyen Augen
blitzen;
Diese todt und kraftlos bleiben,
Denn man denket stets dabei,
Zeig mir erstlich, daß dein Herze,
Selbst davon gerühret sey.

Man kann ohne Widerwillen nicht lesen, daß im Jahre Christi 952. zu Augspurg ein Concilium großen Theils darum gehalten wurde, geschickte Mittel ausfindig zu machen, durch welche die verderbten Sitten der Clerisey verbessert werden könnten. Daher wurde den Geistlichen auf das nachdrücklichste eingeschärft: sie sollten bey Strafe der Suspension keine Jagdhunde und Falken halten; sollten keine Glücks-

spiele

spiele treiben; sollten keine subintroductam d. i. keine Beyschläferin hegen ꝛc. woraus leichtlich zu schließen ist, was diese Leute für ein Leben müssen geführet haben.

War nun zu jener Zeit dergleichen Aufführung höchst sträflich, wie unanständig, wie ärgerlich muß es nicht itzt seyn! wenn der Herr Seelsorger mit seinen Beichtkindern in dem Wirthshause herumalbert; sich mit ihnen hinsetzet, in der Karte spielet, und wenn er nach Hause gehen will, mehreres Geld zu holen, die Bauern den Trumpf darauf setzen: ein Schelm der nicht wieder kommt! er auch indessen den Geldbeutel, zum Unterpfande seiner Zurückkunft, einsetzen muß! Ist es nicht eine Beschimpfung seines ehrwürdigen Amtes, wenn er sich unter den naßen Brüdern durch Trinken auszuzeichnen suchet?

Allein was der obengedachte Mann in Ansehung nöthiger Verbesserung, dergleichen unordentlich wandelnden Personen sagt, das kann man auch auf die ganze Kirchengesellschaft ausdehnen.

Der seel. Johann Conrad Danhauer, jener berühmte Strasburgische Gottesgelehrte, warf bereits vor länger als hundert Jahren die Frage auf: Ob in unserer evangelischen Kirche noch einige Dinge zu reformiren wären? Er bejahet solches, und spricht: in den Sitten und Lebensarten, ist alles voll päbstischen und heydnischen Sauerteigs. Wer

dem seligen Manne dieses nicht zugestehen wollte, der müßte leugnen, daß die Sonne im hellen Mittage scheine.

Die Lehrverfassung unserer evangelischlutherischen Kirche ist, wie der Augenschein ausweiset, mit dem Vorbilde der heilsamen Worte völlig übereinstimmend, und mir ist immer, als wenn diejenigen, die itzt so sehr daran künstein, solche mehr verstümmeln, als verbessern werden. Wollte nur Gott! daß der Wandel aller unserer Religionsgenossen jenem Lehrbegriffe angemessener wäre, so aber lehret die betrübte Erfahrung, daß die Ruchlosigkeit von Tage zu Tage mehrere Fortschritte mache.

Wie vieles klebt nicht bis dato, noch dem Volke unter dem Evangelium von dem Heidenthume an? vernünftige Geschöpfe entehrender Aberglaube gehet allenthalben im Schwange. Das Beißen der Katzen; das Fallen eines Topfes oder Bretes; ein über den Weg laufender Haase, das Nagen eines Holzwurms, das die Einfalt ein Todtenhämmergen nennet, das alles, und ich weiß nicht was sonst mehr, wird für ein böses Anzeichen gehalten. Man unterhält sich noch immer mit abgeschmackten Mährgen von Gespenstern, Hexereyen, vom Alp, von Wechselbälgen u. d. gl. Der allerheiligste Name Gottes wird zum Feuerlöschen, Krankheiten an Menschen und Viehe zu vertreiben, und andern Dingen mehr gebraucht. Nicht zu gedenken, daß

man

man Wahrsager, Tagewähler und die auf Vogelgeschrey achten, hin und wieder antrift.

Durch was für Gaukeleyen wird besonders die Nacht entheiliget, in welcher der Herr der Herrlichkeit, durch die Geburt von der Maria unter die Menschen getreten ist. Einige gehen nackend in die Gärten und binden die Bäume mit Strohseilen, um ein Obstreiches Jahr zu haben. Etliche machen Salzhaufen oder besehen ihren Schatten, ob sie auch einen Kopf haben; daraus sie denn wissen wollen, ob sie das künftige Jahr überleben werden oder nicht. Das Gesinde wirft den Schuh, um zu erfahren, ob es länger in dem alten Dienste bleiben werde. Die Weibspersonen gießen Bley oder Zinn ins Waßer und wollen daraus abnehmen, wer ihr Mann und von welcher Profeßion er seyn werde. Und wer vermag alle dergleichen Poßen zu zählen?

Damit man auch ja den Heiden nichts nachgebe, so ahmet man ihre Bachanalien selbst in der Christnacht nach, wo wir heilige Hände zu dem Himmel aufheben, und die erbarmende Liebe Gottes, gegen uns, mit ehrfurchtsvollen Trieben des Lobes und der Dankbarkeit besingen sollten.

Schauererweckend war es, wenn wir vernehmen mußten, daß der Herr Rector Borhek zu Zellerfelde, den ersten Weynachtsfeyertag auf der Kanzel fast zu ersticken dachte, als ihm der widrige

Geruch vom Brandewein und Toback nebst den ekelhaften Ausdünstungen von wollüstigen Schlemmern, die die vorige Nacht daselbst geschwelget hatten, annoch entgegen kam.

So unverantwortlich war der Ort, der den ehrerbietigsten Gottesverehrungen gewidmet ist, durch üppiges und strafbares Beginnen bisher auf das schändlichste entweihet worden. Solchem Unwesen, den Tempel, wo wir Gott zu dienen und einander zur Liebe und guten Werken zu reizen angewiesen werden, durch schändliche Thaten zu verunreinigen, soll endlich im Jahre 1782. zu Zellerfelde gesteuert worden seyn.

Möchte nur dieses überall geschehen! denn auch in mehreren Gegenden werden bey der sogenannten Christmetten, obgleich nicht eben auf jene Art, dennoch auf andere Weise unzählich viele ungebührliche und dem Christenthume zuwiderlaufende Dinge vorgenommen. Ich erinnere mich noch, und niemals ohne Abscheu, was ich als ein Knabe bey dieser Gelegenheit in meiner Vaterstadt davon gewahr worden bin. Leute von beyderley Geschlechte, die in den Kirchhallen und andern Orten, wo sie bey der Dunkelheit der Nacht unerkannt zu bleiben glaubten, sich unter einander gemenget hatten, ließen schandbare Worte, Narrentheidung und Scherz, der Christen nicht geziemet, ganz ungescheuet aus ihrem Munde gehen; ja Gott weis,

was noch für Werke der Finsternis mehr von ihnen verübet wurden!

Wenn auch einige sich eben nicht deswegen von ihrem Schlafe abbrachen, um Werke, so die Bosheit thut, zu begehen, so erschienen doch wohl die wenigsten von ihnen in der öffentlichen Versammlung zum Gottesdienste durch den Unterricht des Lehrers weiser, frömmer und tugendhafter zu werden, sondern an den, noch übel hergebrachter Gewohnheit, in den Tempel getragenen Lichtern, Sternen, Fahnen und dergleichen Spielwerken, durch deren Geräusche die Andacht unterbrochen wird, ihren Augen eine Ergötzung zu verschaffen.

Man erlaubet sich aber auch öfters grobe heydnische Laster, Ehebruch, Hurerey, Unreinigkeit, Geiz, Dieberey, Betrug, Lästerung, Fluchen, Schwören, Saufen, Fressen und dergleichen, welches alles die Schrift unter die offenbaren Werke des Fleisches und heidnische Laster rechnet; und dennoch verlangt man dabey den Namen evangelischer Christen zu führen.

Wer sich bei den ersten Christen mit solchen Lastern befleckte, der wurde so lange für kein Glied der Gemeine mehr gehalten, bis er seinen unordentlichen Wandel durch ernstliche Bekehrung geändert hatte. Diese Kirchendisciplin war beinahe das einzige Mittel, daß die ersten Christen ohne Obrigkeit sich selbst regieren und in guter Ordnung

erhalten konnten. Bei uns aber ist, wie D. Danhauer spricht, der Bindeschlüßel fast gar verlohren und unter das alte Eisen gerathen. Weil nun den Ausbrüchen der gröbsten Laster zu viel nachgesehen wird, so mögen die Diener der Kirche lange predigen, strafen und ermahnen; sie werden dennoch mit aller ihrer wohlgemeinten Bemühung wenig gegen den Strohm des bösen und sündlichen Lebens ausrichten. Sollte hierinne nicht eine Reformation nöthig seyn, um den heidnischen Sauerteig, der das Leben der Christen durchgehet, auszufegen?

Andere, die besser seyn wollen, beobachten die bürgerlichen Gesetze und vermeiden die groben Laster. Denn es ist einigermaßen in uns ein Vermögen ehrbar zu leben, von Gott zu reden, einen äuserlichen Gottesdienst oder heilige Geberden zu bezeigen, der Obrigkeit und den Aeltern zu gehorchen, nicht zu stehlen, nicht zu tödten. Denn weil nach Adams Fall, gleichwohl in der Natur des Menschen die Vernunft übrig bleibet, daß ich Böses und Gutes kenne in den Dingen, die mit Sinnen und Vernunft zu begreifen sind, so ist es auch einigermaßen unsers freyen Willens Vermögen, ehrbar oder unehrbar zu leben — Art. 18 Augsp. Confeß. Art. 8. Apol. —

Damit thut man aber in der That nichts mehr als ehrbare Heiden. Auch Paulus giebt zu: daß unter den Heiden einige sind gefunden worden,

die

die von Natur, ohne Offenbarung, ohne schriftlichen Unterricht des Gesetzes Werke gethan haben. — Röm. II. 14. — d. i. die dasjenige, was das natürliche Gesetz gebietet, ausgeübet, hingegen aber, was es verbietet, unterlassen haben. Hierdurch hätten sie bewiesen, des Gesetzes Werk wäre in ihren Herzen beschrieben gewesen, oder daß sie von Natur freye Kräfte empfangen haben, das natürliche Gute von dem Bösen zu unterscheiden und es in Uebung zu bringen.

Daß der Mensch Freiheit habe, den Lastern sich zu ergeben, oder sich von denselben zu enthalten, wird schon daher für bekannt angenommen, weil man in der Christenheit die Meyneidigen, die groben Sabbathsschänder, Gotteslästerer, Diebe, Mörder, Hurer, Ehebrecher und dergleichen, zuweilen zu bestrafen pfleget.

Deswegen aber ist man noch lange kein Christ, wenn man die groben Laster meidet, die auch ein ehrbarer Heide verabscheuet. Das Evangelium verbindet seine Bekenner, auf alle Sünden Verzicht zu thun. Es erfordert ein ernstliches und eifriges Bestreben nach einer vollkommenen und unbefleckten Heiligung. Das Gesetz ist nach der Lehre des Apostels geistlich, und dringet nicht nur auf die weise Einrichtung des äusserlichen Wandels, sondern auch auf die innerliche Reinigung und Heiligung der Seele.

Und von wie vielen päbstischen Sauerteige wäre das Leben der evangelischen Christen noch zu reinigen. Die meisten beruhigen sich damit, wenn sie das äusserliche Werk verrichtet haben, ob es gleich ohne eine reine Absicht und ohne gute Bewegung geschehen ist. Dem größten Theile gilt wohl der Vorwurf, der von unserm gesegneten Erlöser ehemals den Pharisäern gemacht wurde. Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir. — Matth. 15, 8. — In den äusserlichen Religionsübungen bezeigen sich viele sorgfältig. So lange man nichts weiter von ihnen verlanget, als daß sie fleißig in die Kirche gehen, darinne beten und singen, des Jahrs einige mal zur Beichte und zum Abendmale kommen, und den Armen zu weilen etwas von ihrem Ueberfluße mittheilen sollen; so lassen sie sich noch ganz willig dazu finden. Sobald aber darauf gedrungen wird, daß sie ihren Hochmuth tödten, ihr unversöhnliches Herz ablegen, die Welt samt ihrer Lust verachten, und den demüthigen Sinn Jesu an sich nehmen sollen, so haben sie taube Ohren. Die leiblichen Uebungen aber, als: den Leib durch Fasten und Wachen abmatten, ohne Andacht viele lange Gebete hersagen, die Schrift ohne Vorbereitung und Erhebung des Geistes lesen, die heiligen Stiftungen des Erlösers ohne den Vorsatz, stark zu werden, in den Stunden der Versuchung die reizende

Lust

Lust zu besiegen; alle diese und dergleichen leibliche Uebungen sind, nach dem Ausspruche des Apostels — 1. Timoth. 4, 8. — wenig nütze. Sie halten zwar auf eine kurze Zeit die Begierden der Seele zurücke, sie bessern aber den Grund derselben nicht.

Beicht und Abendmal genung!
Wenig von Erneuerung!

Man verrichtet einige äusserliche Werke, die eine Aehnlichkeit mit der Vorschrift des Gesetzes haben, damit pranget man und bildet sich ein, Gott müße einem um derselben Willen gnädig seyn, ob man gleich immer singet:

Es kann niemand ererben
Noch erwerben
Durch Werke deine Gnad
Die uns errettet vom Sterben,
Wem du sie giebst, der hat sie umsonst.

So dunkel ist den Werkheiligen der Grundsatz unserer evangelischen Lehre: Wir werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist. — Röm. 3, 24. — So wird das theure Verdienst Christi geschmälert. Es will so fast scheinen, als ob man sich dieses Namens über alle Namen schäme. Hört man ihn doch schon in vielen Predigten nicht mehr, sondern man stellt sich an, als ob man blos natürlich ehrbare Menschen machen wolle, die

ohngefehr so beschaffen seyn sollen, wie sie Marmontel verlanget, der das Wesentliche des Christenthums darinne suchet: daß man geruhig lebe, niemand Schaden zufüge, einem jeden das seine lasse, im Umgange mit andern Eintracht liebe und aufrichtig handele.

Solcher Gestalt wird man noch vielmehr Bedenken tragen, sich in den Gesellschaften seines Heilandes zu rühmen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wahrhaftig christlich gesinnte Gemüther von hohen und niedrigem Stande, sich von unsern Gemeinen absondern und sich an die so genannte Brüdergemeine anschliessen, in welcher man es für die größte Ehre hält, Christum freymüthig und für aller Welt zu bekennen, unter der Losung des Herzens:

Es wisse, wer es wissen kann,
Ich bin des Heilands Unterthan.

Weil aber unsere ganze Lehrverfassung sich auf Jesum Christum und dessen vollgültiges Verdienst gründet, auch darinne von Zeit zu Zeit viele Seelen zu Christo sind geführet worden, daß sie in ihm Gnade und Vergebung der Sünden gefunden haben, und mit grösserer Glaubensfreudigkeit, als in der Franciskaner Kutte, selig entschlafen sind; so wollen wir unter dem Beystande göttlicher Gnade über unserer evangelischen Gnade festhalten, das Wort predigen, damit fortfahren, es

mag

mag ohne Gefahr, oder mit Gefahr geschehen können; strafen, drohen, mit aller Langmuth und mit nöthigem Unterrichte — 2 Timoth 4, 2. —

Was alsdenn durch allen angewandten Fleiß nicht kann erlanget werden, wollen wir Gott befehlen. Hiermit verbleibe ꝛc.

Der Neunzehende Brief.

Pr. Pr.

Mehr als einmal haben Sie in mich gedrungen, und mich bey unserer Freundschaft beschworen, Ihnen zu gestatten, daß Sie von den Briefen, die ich bisher an Sie geschrieben habe, wenigstens diejenigen, die sich auf die Religion beziehen, dem öffentlichen Drucke übergeben dürften. Immer habe ich mich geweigert und meine Bedenklichkeiten darüber geäusert. Ob ich nun wohl wünschte, daß von meiner vertraulichen Unterredung mit einem Freunde, nie etwas an das Licht kommen möchte; so habe ich endlich doch Ihrem beständigen Anhalten nachzugeben, mich genöthiget gesehen.

Sie werden aber auch, wie ich hoffe, Ihr Wort halten und den Namen des eigentlichen Verfassers verschweigen. Die Ursachen davon sind Ihnen bekannt. Ich zweifle auch im geringsten nicht, daß Sie den letztern Brief, darinne ich meine Gedanken über die Frage: ob auch in unse-

rer

rer Kirche eine Verbesserung nöthig sey? eröfnete, abkürzen, und einige freye Urtheile nach Ihrem Gutbefinden, entweder mildern, oder, welches ich lieber sähe, ganz und gar weglassen werden.

Sie erinnern Sich vielleicht noch, daß ich die äusserliche Verfassung der Herrnhuter, oder wie sie lieber heisen wollen, der evangelischen Brüdergemeine, gegen Sie gebilliget und besonders das an ihnen gelobet habe, daß sie des Evangeliums von Christo sich nicht schämen, sondern den göttlichen Weltversöhner, unter Verachtung Schmach und Verfolgung freymüthig und unerschrocken zu bekennen, für Ehre und Pflicht hatten. Ich habe auch nach reifer Ueberlegung noch nicht Ursache gefunden, mein über diese Gemeine gefälltes Urtheil zurückzunehmen. Schon ihre äuserlichen Anstalten scheinen mir fast unverbesserlich und überaus geschickt, den Ausbrüchen der Sünde Einhalt zu thun, und ihre Glieder zu einem stillen und rechtschaffenen Wandel zu erwecken, wodurch noch immer Leute aus allen Ständen, zu ihnen zu treten angelockt werden, so gar Männer, die den Ruhm einer nicht gemeinen Gelehrsamkeit und unverstellter Gottseligkeit, als welche beyde sich in einer Seele wohl paaren können, bisher behauptet haben.

Indessen muß ich offenherzig bekennen, daß mir ihre ehemaligen Andächteleyen zum wahren Ekel gewesen sind, und daß ich solche jederzeit für

einen

einen unvernünftigen Gottesdienst gehalten habe, so lange man nemlich noch tändelte und fast von nichts, als lauter Kreuz-Lust-Vögelein — Kälbelein — Schäfelein — Schwälbelein — Schweinelein — und ich weis selbsten nicht, von was mehr vor Lein, unter ihnen gehöret wurde. Da es ihnen so lammhaftseliglich, so Sündermäßigspielerlich, so Brustblatjüngermäßiglich, so Marterlammsherzhaftiglich, so Jesusknabenhaftiglich, so Mariamagdalenerlich und drey Viertel Jesushaft war. Die Ohren mußten einem nothwendig wehe thun, wenn sie von dem Kreuz — Lust — Völklein, das in tausend Kreuz — Lust — Bataillons und eben so viel Eskadrons zur Hut des Herrn bestellt seyn sollte, zu singen pflegten.

Ist es möglich? dacht' ich oft bei mir selbst, daß ein Mensch, der nur noch einen Funken gesunder Vernunft bei sich spüret, sich zu einem aus dem abgeschmacktesten Schwärmern, zusammengesetzten Haufen, halten kann.

Ihre Privaterbauung gründete sich auf Büchelgen, darinne eine so kauderwelsche Schreibart herrschte, daß selbst ein Oedipus den Inhalt derselben nicht würde haben errathen können.

Es glückte mir zuweilen, daß mir dergleichen Leute ganz unerwartet unter die Augen kamen, die mit rechter Inbrunst des Geistes und gleichsam auser sich selbst gesetzet, dergleichen räthselhafte Schriften lasen.

Durch

Durch Neugierde gereitzt, konnte ich nicht an mich halten, mitleidig zu fragen: was sie hier so andächtig läsen, und ob sie es auch verstünden? Die Antwort, die man auf diese Frage zurück gab, war allemal: Itzt verstehen wir es freilich nicht, wenn es uns aber wird gegeben werden, so wird uns alles sehr leicht und begreiflich seyn. Damit wollten sie zu verstehen geben, daß sie auf eine unmittelbare Belehrung des Geistes Gottes warteten, die ihnen die vermeinten Geheimnisse aufschliessen und in ein volles Licht setzen würde.

Weil aber sich viele rechtschaffene und um das wahre Heil der Seelen bekümmerte Mitglieder unter ihnen fanden, — denn ohne die Wahrheit zu beleidigen, konnte man nicht alle, die sich zu dieser Gemeine hielten, dahin rechnen, sondern es stand auch Unkraut unter dem Weitzen — so gab ihnen Gott nach seiner mitleidigen Liebe, nach und nach redliche und einsichtsvolle Männer, durch deren treuliche Bemühung ihr Religionswesen, ein ganz anderes Ansehen gewann, und der heilsamen Lehre recht angepaßt wurde.

Nunmehr hat ihre Verfassung auf allen Seiten so viel Reitzendes und wahrhaftig Gutes, daß dadurch den sündlichen Ausschweifungen nicht nur weislich vorgebeuget, sondern auch ein jeder zu Ausübung der obliegenden Pflichten kräftig ermuntert wird. Wer mit diesen Leuten umzugehen Gelegenheit hat und auf ihr Betragen Acht giebt, wird ihnen diesen

Ruhm

Ruhm nicht streitig machen können. Nur die mit Vorurtheilen eingenommen sind, wollen von dieser Brüdergemeine nicht zum Besten sprechen, wovon ich itzt ein Exempel erzählen will.

Gewisse Verrichtungen, die keinen Aufschub litten, brachten mich ohnlängst in das Haus eines ehrbaren und vor der Welt unbescholtenen Mannes, darinnen ich unterschiedene Personen antraf, die eine freundschaftliche Zusammenkunft unter sich schienen verabredet zu haben. Sie waren insgesammt heiter und aufgeräumet, alles ging hier ganz ordentlich zu und man unterhielt sich anfänglich von lauter gleichgültigen Dingen.

Unvermerkt wurde das Gespräche auf die Herrnhuter gelenket und ich kann mich nicht eigentlich mehr besinnen, was dazu den Stof gegeben hatte. Genung ich kann nicht leugnen, daß ich von diesen Leuten sehr vortheilhaft sprach, da ich wider meine Ueberzeugung, niemals zu heucheln gewohnt bin.

Einige von den anwesenden Gästen, wollten mir es für übel halten, daß ich eine Veranstaltung begünstigte, die von langer Zeit her, der Gegenstand so vieler Streitigkeiten gewesen wäre.

Dem Herrn Stax lief vor allen die Galle über, weil es, wie er meinte, etwas ganz entsetzliches wäre, daß man bei den Herrnhutern, zu Entscheidung zweifelhafter Dinge, sich des Looses bediente.

Ist denn das so was gar enormes? antwortete ich, wenn sie sonst in der Lehre richtig sind, einen derselben angemessenen Wandel führen, so hat man, wegen des bei ihnen, in ungewissen Fällen gebrauchten Looses, nicht eben so großes Aufheben zu machen, es wäre ja auch das Loos unter uns gebräuchlich. Ich will ihnen, fuhr ich fort, mit einem Exempel aufwarten.

Es war dem Herrn von N. sein alter Pfarrer gestorben. Zu der erledigten Stelle — dabei man wenigstens nicht hungern durfte — meldeten sich mehr als zwanzig Candidaten, die ihres Hofmeisterdienstes — dabei sie bald den Verwalter, bald den Kammerdiener, bald den Friseur, bald den Voigt hatten machen müssen — überdrüßig waren. Dem Herrn Patron, der überaus viel auf den Wohlstand sahe, fielen unter allen besonders viere in die Augen. Ihre Kleider waren nach dem Geschmack der feinen Welt, ihr Betragen artig und sie wusten mit einer anständigen Manier sich zu Gnaden zu empfehlen. Sie traten einer nach dem andern öffentlich in der Kirche auf, legten mit vielem Beifall eine Probe ihrer Geschicklichkeit ab; hatten ihre Predigt wörtlich ins Gedächtnis gefaßt, und sagten sie ohne Anstoß her. Bei der Tafel wußten sie hernach auf ein jedes Glas Wein höflichen Bescheid zu thun und durch launigte Erzählungen dem Herrn von N. ein süsses Lächeln zu erwecken. Er versicherte mit heiterer Stirne, daß es ihm ein wahres Vergnügen seyn

sollte,

sollte, sie alle viere zu befördern, wenn er nur vier Stellen zu vergeben hätte. Denn von ihrer Höflichkeit konnte er sich zum voraus versprechen, daß ihm keiner unangenehme und verdrüßliche Wahrheiten zu sagen, ohne sich selbst Nachtheil zuzuziehen, würde fähig seyn.

Es konnte aber doch nur einer die Stelle erhalten. Was wollte also der Patron thun, da er keinem vor dem andern einen Vorzug zu geben wußte?

Die Sache gieng ihm lange im Kopfe herum, und machte ihm nicht geringe Unruhe. Endlich besann er sich jählings, daß bei dem Militaire gewöhnlich sey, wenn einige Schnaphähne so unvorsichtig gewesen wären, sich, indem sie etwas zu erbeuten dachten, ertappen zu lassen, und ihnen nach dem Kriegsrechte der Strick hätte zuerkannt werden müssen so ließe man sie, um nicht das Land einer ganzen Menge seiner Beschützer auf einmal zu berauben, mit Würfeln spielen, welche es entscheiden sollten, wer von ihnen das Opfer der Gerechtigkeit zu werden verdient hätte, und das Exempel seyn solle, an dem andere, ihre Sachen klüger einzurichten, lernen könnten.

Wolan! sagte der Herr von N. ich will nun auch durch das Loos erfahren, welcher von meinen Canditaten den Pfarrdienst erhalten soll; denn solcher Gestalt wird sich keiner über Unrecht zu beschweren haben. Wers Glück hat, führt die Braut heim!

Es wurde also geloset und das Loos traf gerade den unwürdigsten. Indessen gab es dem Patrone, wenn er hernach bei seinem Prediger nicht fand, was er in ihm gesucht hatte, jederzeit beruhigende Zufriedenheit, daß er unpartheyisch gehandelt habe.

Geschickter wär' es allerdings gewesen, wenn er einen Mann von Einsicht zu Rathe gezogen, der die Candidaten geprüft hätte, welcher von ihnen wenigstens die besten Amtsgaben besässe? Denn dem Herrn von N. der unter den Waffen grau worden war, konnte man nicht zumuthen, davon ein zuverläßiges Urtheil zu fällen.

Indessen kann uns das zum Beweise dienen, daß auch ausser der Brüdergemeine das Loosen üblich sey, und zwar unter ächten Lutheranern, welchen Namen niemand — ohne übel angesehen zu werden — dem Herrn von N. würde haben absprechen dürfen. Denn über die Religionsgebräuche hielt er so steif und feste, daß er ganz aus aller Fassung gerieth, als der Prediger einmal bei dem Beschluße des öffentlichen Gottesdienstes, den Segen Gottes denen, die desselben fähig sind, ankündigte, und dabei das Kreutz mit den Fingern zu schlagen vergessen hatte. Denn nun glaubte er, die ganze Woche über weder Stern noch Glück zu haben.

Die Bibel, die unter dem Spiegel auf dem Tische lag, hatte er so lieb, daß ich es dem Bedienten nicht hätte rathen wollen, wenn er sie nicht allemal des Sonnabends, von dem darauf gefallenen

Staube,

Staube, gesäubert hätte. Seine Leute sollen ihn zuweilen auch in dem Catechismus blättern gesehen haben, zumal wenn er, wie man zu reden pflegt, seine Andacht haben wollte, um wiederum die Beichtformel durchzugehen und sie in dem Beichtstuhle fertig hersagen zu können. — Bekräftigte er etwas mit einem Schwure, so pflegte er jederzeit dazu zu setzen: Gott vergebe mirs!

Das aber war ihm ganz unbegreiflich, wie man sich zu der Herrnhutischen Gemeine halten könne! Denn bei langer Weile hatte er des Johann Stinstra, jenes Mennoniten-Lehrers Widerlegung der Herrnhutischen Irrthümer gelesen, in welchem Buche der Verfasser sagt, daß die Herrnhuter aus einem Liede, das vielleicht ein Schwärmer gemacht haben mag, folgende Verse sängen:

Und das Blut von deiner Wunde
Salbe mich zum Ehebunde,
Auf dem Gliede meines Leibes,
Das zum Nutzen meines Weibes.

Und dies Purpurrothe Oele
Salbe meine Priesterhöhle,
Und sie recht geschicklich mache,
Zu der Procurator-Sache.

Diese Reime hatte der Herr von N. in frischem Andenken und wenn er bei guter Laune war, wiederholte er sie oft, lachte dabei, daß ihm der Bauch

schütterte. Durch dieses Lied, versicherte er, habe er einen solchen Abscheu für den Herrnhutern bekommen, daß ihm bei dem blossen Namen derselben übel würde.

Da sehen Sie! sagte ich zu dem Herrn Stax, daß der Herr von N. gewis kein Herrnhuter war, und sich doch des Looses bei Erwählung seines Pfarrers bediente. Daß man es noch bei mehrern Gelegenheiten gebrauche, werden Sie Sich selbst von den Jahren her erinnern, die Sie zum Zeitvertreibe auf der Academie zugebracht haben.

Es soll bisweilen ein Stipendium ausgetheilt werden, zu welchem sich mehr als ein Competente meldet. Der würdigste, der am meisten gelernet hat und sich am besten aufführet, soll es nach dem Willen des Stifters, erhalten. Welcher von den Supplicanten glaubt nicht dazu fähig zu seyn? Sie müssen sich nun einer genauern Untersuchung unterwerfen. Aus ihnen werden dreye, die am geschicktesten, nach dem Urtheile des Herrn Professors waren befunden worden, erwählet, davon einer das Stipendium haben soll. Um allem Verdachte einer Partheylichkeit auszuweichen, läßt man es auf das Loos ankommen. Wer alsdenn so glücklich ist, die Ausbeute davon zu tragen, geht damit voller Freuden nach Hause. Die andern beiden werden damit getröstet, die weise Vorsehung hab' es jenem zufallen lassen.

Hier

Hier will ich nicht weitläuftig untersuchen, ob und wie fern die Spiele der göttlichen Providenz unterworfen sind? Darüber ist schon viel geschrieben worden. Der sel. Magister Bernd, ehemaliger Prediger zu Leipzig behauptet nicht nur in seinem Lebenslaufe, sondern auch in seinen übrigen moralischen Schriften, so gar bei dem Kartenspiele eine göttliche Vorsehung. Jedoch hier ist der Ort nicht, sich darüber weitläuftig einzulassen. Ich habe nur zeigen wollen, daß man es den Herrnhutern nicht so hoch anrechnen dürfe, wenn sie den Finger Gottes bei ihrem Loose suchen. Es ist auch nicht abzusehen, wie ihnen dieses an der Liebe Christi hinderlich seyn sollte.

So viel, mein Bester, habe ich jetzo von der Verfassung der Brüdergemeine zu Papiere bringen wollen. Ich bin ꝛc.

Der zwanzigste Brief
eine Fortsetzung des vorhergehenden.

Pr. Pr.

Herr Stax konte sich, in Ansehung der Herrnhuter noch immer nicht zufrieden geben. Und weil er ihnen sonst nichts mit gutem Grunde zur Last zu legen wuste, so gab er sein wider sie eingenommenes Gemüthe dadurch zu erkennen, daß er ihnen die unschuldige Gewohnheit, auf jeden Tag des Jahres einen biblischen Spruch auszuzeichnen, vorrückte. Es sollte nemlich,

seiner Meinung nach ein höchst ärgerlicher Mißbrauch der Schrift seyn, die Sprüche derselben in den Calender, — so nennete er ihr Loosungsbüchlein — zu setzen.

Beruhigen Sie sich, Herr Stax, war meine Gegenrede, mir kommt es viel vernünftiger und erbaulicher vor, eine Stelle oder Spruch aus der Bibel, anstatt der astrologischen Zeichen, daraus man Krieg, Frieden, Todesfälle, glückliche oder unglückliche Begebenheiten vorher sagen will, in den Calender zu gebrauchen. Wie lächerlich, wie abgeschmackt läßt es! wenn man ein Männgen, eine Scheere, eine Axt, ein Häufgen u. s. f. da stehen siehet und dabei lieset: an diesem Tage ist gut Aderlassen, gut Haarabschneiden, Holz fällen, säen und dergleichen. Heißt das nicht das arme Volk in seinem alten Aberglauben, dem man billig entgegen arbeiten sollte, noch mehr bestärken? Streitet es nicht auch augenscheinlich mit dem Willen Gottes? als der es niemals hat dulden können, das unter seinen Verehrern Tagewähler gefunden würden. Und wie oft wird nicht die Wohlfahrt unserer Mitmenschen dadurch zerrüttet!

Martin Pinsel ein Dorfrichter zu N. war — wider die Gewohnheit dieser Art Leute — ein aufrichtiger, treuherziger Mann, unermüdet in seinen Geschäften. Wenn sein Nachbar Hans Runx seinen Fleis bewunderte, pflegte er mit einer zufriedenen Miene zu antworten: Je nu! wer halter! ehrlich

durch

durch die Welt kommen, die schweren Abgaben entrichten, und die Seinigen ernähren will, der muß es sich bei jetzigen knappen Zeiten sauer werden lassen. Ich denke noch immer dran, daß unser verstorbener Schulmeister, Gott gebe ihn die ewige Ruhe! zu uns Schuljungen sate: Es steht geschrieben, bete und arbeite. Wenn ich nu aufgestanden bin un meinen Murgensegen gelesen habe, sing ich das Lied: Aus meines Herzensgrunde ꝛc. Wenn der letzte Vers: Drauf streck ich aus meine Hand ꝛc. aus is, flugs geh ich an meine Arbeit.

Dieser ehrliche Martin Pinsel wird krank, der Arzt findet es für nöthig, eine Aderlaß zu verordnen; was thut aber der Patiente? Er läßt sich den Calender reichen und siehet, daß erst nach acht Tagen darinne stehet: es ist gut Aderlassen. Er will also bis dahin warten, und indessen drückt ihm das häufige Geblüte das Herz ab. Wie bedauernswürdig ist die Einfalt, die so sichtbarlich betrogen wird!

Tausendmal ist es also besser, bei einem jeden Tage des Jahres, einen Spruch aus der Bibel aufgezeichnet finden, der uns eine Glaubenslehre oder Lebenspflicht einschärfet, als lauter Alfanzereyen lesen. Zu so guter Absicht mag auch wohl das Herrnhutische Losungsbüchelgen bestimmet seyn.

Wie aber nichts so gut ist, das nicht gemisbrauchet werden kann, so geschiehet es auch zuweilen, daß einigen zufälliger Weise, dadurch zu abergläubischen Uebungen Gelegenheit gegeben wird. Schwache

Seelen sehen dergleichen ausgezeichnete Sprüche für ein Orackel an, das sie um Rath fragen, ob ihre zu unternehmende Handlungen einen glücklichen Ausgang haben werden oder nicht? Herrschet denn aber diese unbillige Gewohnheit nicht auch unter andern evangelischen Christen? Mir ist mehr als ein Exempel bekannt, daß man nicht nur die hällischen Spruchkästgen so übel anwendet, sondern auch die Bibel selbst dazu mißbrauchet, sich aus dem ersten aufgeschlagenen Spruche wahrsagen zu lassen, dabei noch das lächerlichste ist, daß diese Abergläubischen alles für sich auf das vortheilhafteste auszulegen wissen.

Euklio, der niemals etwas zu unternehmen pfleget, ohne vorher die Bibel zu Rathe gezogen zu haben, wurde neulich von einem seiner Freunde in die Versuchung geführet, seinem Herzen den Stoß zu thun und einmal einen Thaler aus dem so sorgfältig verschlossenen Mammon herauszulangen, um ihn in die Hannöverische Lotterie zu setzen. Es kostete ihm freilich viel Ueberwindung, so vieles Geld aufs Ungewisse zu wagen. Jedoch erwischt er die Bibel, um zu erfahren, ob er sich auf einen guten Gewinst Rechnung machen dürfe. Bei dem Aufschlagen trift er auf die Worte des Salomo: Die Eigel hatte zwo Töchter, bring her! bring her! — Sprüchw. 30, 15. — Mit dem grösten Vergnügen giebt er nun das Geld hin, und zweifelt an nichts weniger als daran, daß er nicht den besten Gewinn erhalten werde. Getrost geht er alle Classen durch und jauchzet

zet bei jedem Einsatze: Frisch gewagt, ist halb gewonnen! Voller Entzückung sieht er 12000 Thaler entgegen und berechnet die Zinsen davon schon zum voraus. Nur Schade! daß er sich mit den Sorgen zu quälen hat, wo er das Capital, ohne Gefahr zu laufen, sicher unterbringen soll.

Des Sonntags, als den Morgen darauf die letzte Classe der Lotterie gezogen werden sollte, wurde in der Kirche das Lied: **Wer nur den lieben Gott läßt walten** ꝛc. gesungen. Bei den Worten: **Es ist dem Höchsten alles gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber groß und reich** ꝛc. will man die Freude durch alle Glieder des Euklio gleichsam haben zittern sehen.

Er kömmt nach Hause und setzt sich mit seiner andern Helfte zu Tische. Hat mir doch mein Milchhirse, mein gewöhnliches Sonntagsgerichte in mancher Zeit nicht so gut als heute, geschmeckt! sagt er, das macht alles, wenn man recht aufgeräumet ist! Der Pfarrer hat auch heute recht rührend geprediget, er redte von lauter Gelde und gutem Haushalten. Das einzige gefiel mir nur nicht, daß er sagte, wir sollten uns mit unserm Mammon Freunde machen und das Geld den Armen geben. Der wunderliche Mann wollte es mit dem Spruche beweisen: Leihet, da ihr nichts dafür hoffet! Gerade, als wenn das sich zu unsern Zeiten schickte, was vor mehr als achtzehnhundert Jahren gebräuchlich war! Ich denke immer, ländlich, sittlich. Sprechen doch auch itzt die Gelehrten,

ten, wenn die Bibel nicht in ihren Kram taugt, das war nur Local. Was die Leute im jüdischen Lande damals thun sollten, das muß nicht eben alles gleich für die Deutschen Pflicht seyn. Wer was für sich bringen will, muß arbeiten, und sich nicht von anderer Schweis ernähren wollen. Wir haben unser Vermögen gewiß nicht dazu bekommen, die faulen Tagediebe in ihrem Müßiggange zu verstärken. Salomo versteht das wohl, darum spricht er — Sprüchw. 10, 16. — Der Gerechte braucht seines Guts zum Leben. Und im 11 Cap. heiset es; Reichthum wird wenig, wo mans vergeudet. Nein! Müttergen, was uns der liebe Gott gegeben hat, und noch geben wird, wollen wir fleißig zu rathe halten. Sagte doch der Pfarrer selbst auf der Canzel, man müße es nicht machen, wie der ungerechte Haushalter, der seine Güter verschwendet hat.

Nun wollen wir Gott für die genossene Speise danken, und den Vers singen: Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen ꝛc. Der Vers ist mir heute sehr erbaulich gewesen, insonderheit fielen mir die Worte auf: den Armen aber groß und reich. Ja, morgen ist der gesegnete Tag, der unserer Glückseligkeit einen neuen Zusatz geben wird. Morgen ist auch gerade mein Geburtstag, daran ich mir was zu Gute thun will. Man wird mich doch wohl für keinen Verschwender halten, wenn ich an so einem Feste 18 Pfennige an mich wage, und mir

ein

ein gutes Glas Wein holen lasse? mein guter Freund Harpagus, der ein Herz und eine Seele mit mir hat, soll an meiner Freude Theil nehmen, und wir wollen in gutem Friede, ein Pfeifgen Bremer von der besten Sorte schmauchen; wenn auch einmal ein paar Kannen Bier darauf gehen sollten. Das große Loos bringt alles wieder ein!

Mehr als hundertmal wiederholte Euklio die Worte: den Armen aber groß und reich. Nachdem er des Abends mit seiner Hausehre einen halben Hering verzehret, und sich mit einem Trunk Cossent gelabet hatte, begab er sich zur Ruhe. Er wurde bald ganz sorgenlos in einen sanften Schlaf eingewieget, der aber nicht zwo Stunden dauerte, sondern durch beschwerliche Träume, von vielem Gelde und übermäßigen Vermögen, unterbrochen wurde.

Kaum schimmerte das Morgenroth durch die Fenster, als er vom Schlaf ermuntert, das warme Nest verließ. Seine erste Verrichtung war, daß er, in seiner Hoffnung gestärket zu werden, die Bibel ergrif, darinne ihm von ungefehr die Worte in die Augen fielen: Das Loos ist mir gefallen auf lieblichste. — Ps. 16, 6. — Mit welch einer Begeisterung flohe er zu dem Bette seines Hausunken, der noch im sanften Schlummer lag.

Ach mein Engel, rief der von Freude berauschte Mann, wisch doch den Schlaf aus den Augen, und ließ hier in der Bibel! was sind das vor Herz

und

und Sinn erquickende Worte: Das Loos, das Loos, das Loos ist mir gefallen aufs lieblichste! Hab' ichs nicht gesagt, wir würden heute das größte Loos gewinnen! Ach die 12000 Thaler! Wenn doch schon Mittewoche wär, ich kann die Post kaum erwarten! Das wär aber doch was verzweifeltes, wenn in der Summe leichtes Gold seyn sollte!

Nun zählt er alle Stunden bis zu dem nächsten Posttage. Endlich kommt die Liste, und wird ihm zum Durchsehen gebracht. Mit zitternder Hand ergreift er die rostige Brülle, setzt sie auf die lange Habichtsnase, sperrt die triefigten Augen so weit auf, als er kann, und fängt an zu lesen. Aber welch ein Schrecken!

— Er hat eine Niete. —

Wie wird mir! Es ist alles ganz finster vor den Augen, Schlagwaßer her! So ruft er aus, als er betäubt in dem Lehnstuhle zurück fällt. Eine geraume Zeit bleibt er ohne alle Empfindung, als ob ihn der Blitz gerührt hätte, bis die Lebensgeister durch wohlriechende Waßer, die man ihm unter die Nase hält, und auf die Schläfe streichet, wieder zurückgerufen werden. Ach! spricht er, da er wieder zu sich selbst kam, wo bin ich? Die verwünschte Lotterie! Es ist keine Kleinigkeit 16 Thl. 12 Gr. umsonst u. um nichts dahin zu geben! Sollte man denn der Bibel nicht trauen können! — Und man sagt, er sey hernach in einem völligen Unglauben verfallen.

Wie

Wie schädlich, ja wie sündlich ist es, die Bibel zu andern Dingen zu gebrauchen, als es der große Urheber derselben haben will! In dem nächsten Briefe, werde ich solches durch ein anderes einleuchtendes Exempel erläutern. Bis dahin leben Sie wohl ꝛc.

Der ein und zwanzigste Brief.

Pr. Fr.

Um mein gethanes Versprechen zu erfüllen, werde ich Ihnen noch eine drolligte Geschichte erzählen, die eben so deutlich, als die vorhergehende beweiset, was der Mißbrauch der heiligen Schrift öfters für traurige Folgen habe.

Toffel Dolch hatte einen einzigen Sohn, den er verheyrathen wollte, Käthe! sagte er zu seiner Hausmutter, unser Tobies wird nu groß, er geht schon ins 19te Jahr, mär müßen ihm schon 'ne Frau aussuchen, der Bengel möchte uns auslaatschen. Ich ha immer gesaat, 's schickt sich kene besser fer ihn, als Lungwitzes Tochter; 's is å flinck Mensch, greift zu as å Bar un eh ma sichs versieht, hat se åne ganze Tenne abgedroschen. Das Madel gefällt mer, und wenn Tobies åne aus der Schlesien holte, er könnte se nicht schöner kriegen; se sieht der wie Milch und Blut, hat der Arme wie å Bohm so dicke, und is recht fett und quaplich am

Leibe;

Leibe; sä is o nich su nackgt, ihr Vater hat noch ahle Pfengge. Mer kriegen der ane wackre Schnur! Ich denke duch wuhl, daß se ån ehrlich Madel is? Unser Junge hat sich jo allemal gut ofgeführt, und su sollte aar o nich mit üner lüderlichen Matze betrogen warden. I nu! ich will mer in der Bibel wahrsahn lassen, ob se eune rene Jumfer is? Dernach will ich flugs um se selbst anhalten.

Toffel Dolch ergreift die Bibel, und bey dem ersten Blättern findet er die Worte: Nach dem Abendmal führten sie den jungen Tobiam, zu der Jungfrau in die Kammer. — Tob. 8, 1.

Mutter! rief Toffel Dolch jauchzend aus, Tobies kriegt an Lungwitzes Grethen, der Henker hole! a ehrlich Mensch, ich habs in der Bibel gelesen.

Darauf geht er nebst dem Sohne zu der Dirne. Nach erhaltenem Jaworte und Einwilligung der Aeltern geschiehet die Verlobung, und wird auch nach wenigen Wochen, die Hochzeit vergnügt vollzogen.

Nicht lange darauf wollt' es sich munkeln, Grethe habe vor 2 Jahren in einem entlegenem Orte abegelegt; man wollte auch wissen, es würde bey ihren Freunden ein schöner dicker Junge, unter dem Namen Hans Eichenbusch auferzogen, und man lisperte sich ins Ohr, der Bube sähe dem Junker

N.

N. so ähnlich, als wenn er ihm aus den Augen geschnitten wäre.

So heimlich man es hielte, so erfuhr es doch auch der ehrliche Toffel Dolch, der darüber des Todes hätte seyn mögen. Selbst dem Tobies kam der Glaube in die Hände, daß er mit seiner Trutschel sehr übel gefahren sey.

Er war eines Tages in der Stadt gewesen, und kommt nun, da es die Frau am wenigsten vermuthete, und recht sicher zu seyn glaubte, wieder nach Hause. Als er, um seinen Sonntagsrock in den Schrank zu hängen, die Kammer öfnet, deuchtet es ihm, als ob er ein kleines Geräusche in dem nahe stehenden Bette hörte. Er vermerkt Unrecht, stehet einige Augenblick lauschend da, und schleicht sich endlich ganz leise auf den Zehen näher hinzu.— Welch ein Anblick! — Seine getreue Grethe liegt hier mit einem langen starken Reuter in einer so zweydeutigen Stellung, die den guten Tobies nicht zweifeln läßt, sie müsse glauben, für mehr als einen gebohren zu seyn, oder wolle ihm die eheliche Pflicht erleichtern. Die Zunge ist ihm in der ersten Betäubung wie gelähmt, bis er sich nach und nach erholet, und mit schäumenden Munde spricht: den Spaß versteh' ich nicht! — Ungesäumt läuft er nach dem Vater und erzählt das Abentheuer. Beyde bewaffnen ihre Fäuste mit starken Knitteln, und

eilen

eilen spornstreichs der Kammer zu, wo sich die Mordgeschichte zugetragen hat. Gut war es für den ungebetenen Gast, daß er indessen zu entwischen, Zeit gewann, weil er sonst mit heiler Haut gewiß nicht davon gekommen wäre.

Nun geht es über die Frau her, sie soll gestehen, wer der Soldate gewesen sey, der sich in fremdes Gehege zu gehen, hat erfrechen können? Sie schwöret Stein und Bein, es sey niemand bey ihr gewesen. Mein Mann, der blinde Hund, setzt sie boshaftig hinzu, hat sich in der Stadt die Nase begoßen, und durch die Brille geguckt. Dazu kommen heutiges Tages die Reuter nicht mehr zu schlechten Weibern, wie ich bin; sie können wohl vornehme Frauen haben, brauchen auch nicht zu ihnen ins Bette zu kriechen, sondern wissen, wenn warme Sommernächte sind, sich beym Nachtigallgesange, hinter den Gebüschen, vorsichtiger zu erlustiren. — Ich bin eine ehrliche Frau, und hat mir von Jugend auf niemand was Böses beweisen können.

Vater und Sohn sehen einander verstummet an. Hm! sagt jener, was wolln mär machen? 's is wahr, man kann lieber 'n Sieb voll Flöhe, als 'ne Frau hüten. Klagen mer, so schwürt sie sich los, und mer kriegen noch hinterdrein die Unkosten ufn Pelz. — Du dauerst mich nur, mei lieber Tobies, du wirst 'ne schlechte Ehe han. Ich muß schon zun Herrn Magister gehn, und mir 'nen Trost holen.

Der

Der arme Toffel Dolch erzählt dem Herrn Magister Haar klein, was ihm und seinem Sohne begegnet war. Ich dachte, sprach er, an Lungwitzens Grethen 'ne racht ehrliche Schnur zu han, mei Tobies hatte sich racht in se verschammeriert, mär sin aber mit ähr beschummelt worden.

Mein lieber Mann, antwortete der Herr Pfarrer, euer Sohn hätte sich vorher besser nach der Aufführung seiner Grethe erkundigen sollen. Die Spanier haben das Sprüchwort: Wenn man sich eine Frau aussehen will, so darf man nicht blos seinen Augen folgen, sondern man muß auch seine Ohren fein zu Markte schicken.

Ich ha aber doch unsern Herr Gott um Rath gefraht, und 's stund im 8 Cap. Tobias, daß mei Suhn 'nne ehrliche Jumfer zur Frau kriegen sollte! sagte Toffel Dolch.

Darauf versetzte der Herr Pfarrer, ihr seyd ein einfältiger Tropf, Toffel Dolch! In den angeführten Worten lese ich weder von eurem Tobies, noch von Lungwitzens Grethen etwas. Die Geschichte des alten Tobias ist schon vor vielen hundert Jahren geschrieben worden, da die itzt lebenden Menschen, nur noch in dem Reiche der Möglichkeiten waren. Zudem ist es blos eine Erdichtung, darinne der Verfaßer durch ein sinnreiches Exempel denen, die Gott von ganzem Herzen dienen, bey ihren mancherley Leiden und Trübsalen, den Trost

einzuflößen sucht, daß aller ihr Jammer zuletzt ein erwünschtes Ende nehmen werde. Ihr irret also, mein lieber Toffel Dolch, daß ihr dieses Büchelgen für Gottes Wort haltet. Es ist nur dem Worte Gottes beygefügt, weil es doch auch einige gute Lehren und Wahrheiten, die wir in dem geoffenbahrten Worte Gottes antreffen, in sich hält. Wäre es aber Gottes Wort, so würde es desto strafbarer seyn, daß ihr einen so übeln Gebrauch davon gemacht habt. Es giebt freylich hin und wieder schwärmerische Menschen, die sogleich die Bibel aufschlagen, wenn sie in einer Sache zweifelhaftig sind; was hernach für ein Spruch ihnen am ersten in die Augen kommt, der soll die Entscheidung geben. Hütet euch also hinführo für solchem Aberglauben, und laßt euch die Bibel darzu dienen, daß ihr daraus lernet, wie wir mit Gott vereiniget, und selig werden können.

Wenn also die Herrnhuter zu einem jeden Tage des Jahrs, einen Spruch aus der heiligen Schrift setzen, so geschiehet es wohl nicht in der Absicht, jenen unrechten Gebrauch zu begünstigen, sondern die Leser an die nöthigen Wahrheiten, die zum göttlichen Leben und Wandel dienen, zu erinnern und ihnen zu weiterm Nachdenken Gelegenheit zu geben. Sehen Sie also, Herr Stax, daß man hierinne nichts findet, was diesen Leuten zum Nachtheile gereichen könne.

Die

Die Klugheit befahl mir, abzubrechen und vor diesesmal nicht ein Wort mehr von der Religion zu sprechen, da ich bemerkte, daß etliche, die doch das äuserliche Ansehen der Christen haben wollten, gleichwohl die heilsamen Wahrheiten nicht leiden konnten. Ich wollte sie also nicht erbittern, indem mir die Warnung des heiligsten Erlösers einfiel. Ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen, auf daß sie dieselbigen nicht zertreten mit ihren Füßen, und sich wenden und euch zerreißen. — Matth. 7, 6. —

Nach einigen Augenblicken zeigte sich es mehr als zu deutlich, welches Geistes Kinder sie waren. Der in Uebermaße genoßene Rebensaft lösete ihre Zungen und machte sie zu Selbstverräthern. Nun änderte sich die Scene, der Schalk ließ sich nicht weiter verbergen. Der vorhin die Person des mäßigen und tugendhaften gespielet hatte, legte die Maske ab und zeigte seine wahre Gestalt. In ihren Reden und Handlungen offenbarte es sich, daß es ihnen noch gar zu süße deuchtete, auf dem Wege des Lasters herum zu irren, und den Becher der Wollust bis auf die Hefen auszuleeren.

Ich entfernte mich unvermerkt, sprach aber bey mir selbst: für so eitle Menschen ist freylich eine Gesellschaft keine Sache, in der man sich verpflichtet, unter dem Beystande göttlicher Gnade, dem Gesandten des Herrn ähnlich zu werden, der ohne

Verstellung von sich selbst sagen konnte: Es sey ferne von mir rühmen, ohne allein von dem Kreuze unsers Herrn Jesu Christi, oder dem ganzen Leiden, Sterben und Verdienste des gekreuzigten Heilandes, durch welchen mir die Welt gekreuziget ist und ich der Welt. — Galat: 6, 14.

Aber auch das gereichet der Brüdergemeine zu keinem geringen Lobe, daß sie keine Verächter der theuren Wahrheiten der Schrift unter sich duldet. Es dürfte sich wohl keiner unter ihnen merken lassen, daß er eine derselben verdächtig machen wollte, ohne befürchten zu müssen, nach vergeblich versuchter Belehrung als ein unächtes Glied von der Gemeine abgesondert zu werden.

Sollte dieses nicht billig diejenigen beschämen, die unter dem schönen Namen Toleranz, Freyheit verlangen, alle Lehren, die ihnen in der Bibel nicht anstehen, öffentlich und ungescheuet zu bestreiten und sich dennoch zu den Bekennern der Religion zählen zu dürfen.

Sie wissen, bester Freund, daß ich die wenigen Stunden, die mir die ordentliche Berufsarbeit in meiner Hütte übrig läßt, nicht ungebraucht vorbey streichen lasse.

Die angenehme Stille, die mir die gütigste Vorsehung auf dem Lande gönnet, verschaffet mir, wenn ich einsam unter meinen Büchern gleichsam vergraben liege, solche abwechselnde Gemüthsergötzungen, daß ich sie mit den sinnlichen Lustbarkeiten

ten des grossen Haufens, um alles in der Welt, nicht vertauschen wollte.

Will ich die Kräfte der Seele durch allzulanges Nachdenken nicht zu sehr anstrengen, so ist zuweilen die geistliche Beredsamkeit einer der Gegenstände, denen ich meine Erhohlungsstunden schenke, daferne mir die rauhe und ungestüme Witterung nicht erlaubet, die Einsamkeit einige Augenblicke, zur nöthigen Bewegung des Leibes, mit einem Spatziergange, auf anmuthigen Gefilden zu verwechseln.

Unter den Mustern der Beredsamkeit zeichnet sich der selige Abt Mosheim, jener deutsche Tillotson, für vielen andern aus. — Ich blätterte gestern in den Sammlungen seiner heiligen Reden, wo mir, bey dem ersten Aufschlagen, so gleich die recht ausgekernte Rede, von der Thorheit der Religionsspötter in die Augen fiel. Besonders schienen mir die Worte sehr wohl auf die gegenwärtigen Zeiten zu paßen, in welchen der scharfsinnige Mann spricht: Ich glaube, daß eine gewiße Freyheit oder Frechheit im Schreiben, die zu unserer Zeit zur Gewohnheit geworden ist, kein Geringes zu dem verächtlichen Verfahren gegen die Religion beigetragen habe. Niemals hat wohl die Frechheit die Feder so vieler, als in unsern wüsten Tagen geschärfet, um die Christen in ihrer Religion irre, ungewis und unruhig zu machen. Mancher glaubet, kein besseres Mittel vor sich zu sehen, das

durch er bekannt werde, als wenn er sich auf Unkosten seiner Kirche lustig macht und die schon längst bestrittenen Meynungen wieder aufwärmt. Eben dadurch machet er sich verdächtig, daß es ihm nur um fleischliche Vortheile zu erjagen, zu thun sey.

Strafbare Undankbarkeit gegen die Liebe eines Gottes! der uns die Offenbarung in der wohlthätigen Absicht geschenket hat, daß wir zur Erkenntnis der Wahrheit kommen mögen.

Dieses göttliche Buch sollte ja unser größter Schatz seyn, den wir für nichts in der Welt aufopfern müßten, und am wenigsten für die Vernünfteleyen derjenigen, die mit ihrer eingebildeten Vernunft so vieles Geräusche machen, und gleich den Gauklern der Einfalt einen Dunst vor die Augen zu ziehen suchen.

Der ehemals eine Parallele zwischen der heydnischen und jesuitischen Lehre schrieb, konnte dieses mit allem Fug und Rechte thun. Unverschämt aber und ganz unverantwortlich ist es, unsern gehenedeyeten Seligmacher, diesen grossen Weltverbeßerer so zu erniedrigen, daß man ihn mit den heydnischen Philosophen in eine Classe setzet, indem man eine Moral der ältesten Weltweisen und der Sittenlehre Jesu schreibet. Welcher Unpartheyische wird nicht, bei Gegeneinanderhaltung, mit dem Horaz erkennen: Quantum distent æra lupinis!

Plato

Plato, Sokrates, Seneka, Antonin und andere sonst grosse Geister, würden selbst ihren Widerwillen bezeigen, wenn sie sich neben dem erhabensten Tugendlehrer und ihrem künftigen Richter, so leichtsinnig aufgestellt sehen sollten.

In den sogenannten Chronologen frohlocket man schon, die Bibel und ganze christliche Religion, im 19ten Jahrhunderte verdränget zu sehen, und meinet, alsdenn würden die glückseligen Zeiten anbrechen, da sich die natürliche Religion auf den Thron schwingen könnte. Und wie schlechten Credit muß die geoffenbarte Religion in den Augen dessen haben? der seine Gedanken mit den Worten eröfnet: Ich glaube, daß jene die beste Religion ist, welche das geringste Maas von Geheimnissen enthält, und die sich blos auf eine einfältige reine Moral gründet, worüber alle Nationen einverstanden sind, und die in allen Theilen der Erde sich ähnlich ist.

Der Hauptgrund, warum man eine solche Abneigung gegen die christliche Religion bezeiget, mag wohl, wie es scheint, dieser seyn, weil sie in allen ihren Vorschriften so nachdrücklich auf die innerliche und äuserliche Heiligkeit, auf die Unterdrückung der sündlichen Lüste und Zähmung der unordentlichen Begierden dringet. Sich selbst wehe thun, seinem Eigenwillen absagen, und sich nach dem guten, wohlgefälligen und vollkommenen Willen des heiligen Gottes richten sollen, das

sind Dinge, die in lasterhaften Seelen Aufruhr erregen. Ein Herz also, das auf nichts weiter denkt, als nur seine Leidenschaften zu befriedigen, wendet alle Mühe an, den Grund der Religion umzustossen, damit das eingeschläferte Gewissen nicht beunruhiget werde.

Zu dieser Anmerkung gab mir vor andern ein Mann Gelegenheit, der schon längst seine Vernunft durch starke Getränke unterdrückt, sich durch eine niederträchtige Aufführung um Ehre und Amt gebracht hat, und dessen Wandel einen eben so ekelhaften Geruch von sich giebt, als ein Cranz, der von allerley stinkenden Blumen zusammengewunden ist, und sich schon eine geraume Zeit als den gröbsten Spötter der heiligsten Dinge beweiset, dem es aber, wenn er von der Religion reden will, nicht besser, als dem Krüppel das Tanzen, anstehet.

Vielleicht mag er den Plan zu seinen Lästerschriften, darinne er, was die Religion betrift, wie der Blinde von der Farbe und zwar mit den pöbelhaften Ausdrücken urtheilet, schon ehedem entworfen haben, wenn er mit jenem ungerechten Haushalter fragen mußte: Was soll ich thun?

mein

mein Herr nimmt das Amt von mir; zum Graben und schwerer Tagelöhnerarbeit taug' ich nicht, da mein Leib durch die wollüstige Lebensart zu sehr ist verzärtelt worden; zum Bettlen aber bin ich zu stolz und schäme mich desselben; ich besinne mich endlich, was ich thun will, wenn ich von dem Amte gesetzt werde: es giebt immer lüsterne Seelen genug, denen alles, was zur Verachtung ihrer väterlichen Religion gereichet, weit besser schmecket, als was zur Vertheidigung derselben gehöret. Daher will ich zu deren Belustigung alles mögliche längst abgedroschene Zeug sorgfältig zusammen stoppeln.

Allein das, wertheſter Freund, giebt mir einen schlechten Begriff von der verfeinerten Welt, daß man dergleichen Schmieralien so heißhungrig verschluckt, und damit die so kostbare Zeit verdirbt, gerade, als ob man sie nicht besser anzulegen wüßte.

Darüber fühl' ich eine solche Beklemmung, daß mir die Feder aus der Hand fällt und ich also nichts mehr hinzusetzen kann, als daß ich mit wahrer Freundschaft bin ꝛc.

Der zwey und zwanzigste Brief.

Pr. Pr.

In der Antwort, die ich von Ihnen auf mein letzteres Schreiben zu erhalten, die Ehre hatte, fand ich die gegründete Anmerkung: es scheine, als ob in den gegenwärtigen Tagen viele ihrem elenden Witze nur darum den Zügel völlig schiessen ließen, daß sie sich den Namen aufgeweckter Geister erwerben und der lüsternen Welt gefallen möchten, die gleich jenen Athenienſern — Apostelg. 17, 2. — immer nach abwechselnden Neuigkeiten begierig ist.

Diesem Urtheile unterschreibe ich herzlich gerne, glaube auch, daß gewisse Fladdergeister sich ungemein viel darauf zu Gute thun, wenn sie etwas sonderbares zu Markte zu bringen denken, darüber ihnen ein lauter Beifall werde zugewinket werden. Es mag auch wohl in dieser Rücksicht mancher, wider seine Ueberzeugung, denen nachschreyen, welche die wichtigsten Wahrheiten der Schrift bestreiten, um nur das schöne Prädicat solcher erhabenen Seelen zu erlangen, die sich über

verjährte

verjährte Meynungen edelmüthig wegzusetzen wissen.

Die Anzahl dieser ist in der That nicht geringe. Sie strengen alle Gemüthskräfte an, das, worauf sich der Glaube der Christen stützet, ungescheuet umzustoßen.

Einige hingegen, die sich solche unlautere Absicht nicht so gerade zu wollen merken lassen, meinen, man müsse nicht alsbald mit der Thüre ins Haus fallen, sondern die Unvorsichtigen auf die hinterlistige Weise zu berücken suchen, daß man ihnen zuerst nur eine solche Lehre verdächtig mache, die keinen so nahen Einfluß in die Sitten der Menschen und in die Seligkeit ihrer Seelen zu haben scheinet, das übrige würde sich mit der Zeit schon von selbst geben.

Aus dieser Ursache bestreiten sie zuförderst die Lehre vom Teufel, wie sie von unserm Heilande und seinen vorerwählten Zeugen ist vorgetragen worden.

Könnten sie uns nur anfänglich überreden, daß die Lehre von unreinen Geistern in der christlichen Gotteslehre entbehrlich wäre; wie leicht würde

de es ihnen alsdenn fallen, auch die Gewisheit unsers Falles, davon der Teufel, nach Belehrung der Schrift, Urheber ist; die Nothwendigkeit der Erlösung und die ewigen Strafen uns zweifelhaftig zu machen; da alle diese Lehren, durch ein mehr als schwesterliches Band, zusammengeknüpft sind.

Der Herr de la Roche ist auf die Diener des Evangeliums sehr übel zu sprechen, welche in ihren heiligen Reden des Teufels öfters Erwähnung thun, wenn er schreibet: il y a des predicareurs, qui font très souvent retentir le mot de diable. Pour moi, j' avoue, que je ne parlerois presque jamais de cet ésprit malin, si j'avois l' honneur de precher la Religion de Jesus Christ. d. i. Es giebt Prediger, die das Wort Teufel sehr oft von sich hören lassen. Wenn ich aber die Ehre haben sollte, das Evangelium Jesu Christi zu verkündigen, so würde ich, wie ich frey gestehe, sehr selten von dem bösen Geiste reden.

Wenn aber der sel. Herr D. Wolle zu Leipzig dieses freymüthige Geständnis des Hrn. de la Roche anführet, so setzet derselbe wohlbedächtig hinzu:

Wir

Wir wünschen der Kirche Christi Glück, daß er die Ehre nicht hat, ihr Prediger zu seyn.

Wir wollen zwar so gefällig seyn und zugeben, daß Herr de la Roche die Existenz der Teufel nicht ganz in Zweifel ziehet; er scheinet aber doch mit dem Hobbesius, von Dalen und andern, den Einfluß, den die bösen Geister, nach dem Unterrichte der göttlichen Offenbarung, in die Welt und in die Menschen haben, zu leugnen, weil die Diener des Wortes, die öfters von dem Satan und dessen Verführung reden, seiner Tadelsucht nicht entgehen können.

In diesen Irrthum, daß nehmlich der Teufel in der Welt nichts wirken könne, verfiel auch der bekannte Balthasar Becker, ehemaliger Prediger zu Amsterdam, wovon seine bezauberte Welt einen beredten Beweis abgeben kann. Vielleicht war dieser sonst fromme Mann durch den Grundsatz der damals im Schwange gehenden Philosophie des Carteſius: Alle Wirkung eines Geistes bestehe nur im Denken, verführet worden. Er hielt also davor, ein Geist könne weder in einen Körper, noch in die menschliche Seele wirken.

Wer

Wer kann aber wohl sagen, daß eine Sache, die er nicht vollkommen und von allen Seiten kennet, diese oder jene Kraft nicht habe? Auf Gottes Erdboden ist kein Mensch, der sich rühmen dürfe, eine so tiefe Einsicht in das Reich der Geister zu haben, daß er zuverläßig wiße, was eigentlich ein Geist sey und wie weit sich das Vermögen desselben erstrecke.

Gott ist ja auch ein Geist, und zwar der allereinfachste Geist, und gleichwohl hat er nicht nur die Weltkörper erschaffen, sondern erhält sie auch immer fort und wirket so in dieselben, daß sie ohne ihm wieder entstehen, noch sich bewegen und leben können. — Unsere eigene Seele, als eine unkörperliche Substanz regieret und beweget den Leib, mit welchem sie vereiniget ist.

Jedoch wie es allezeit geschehen ist, daß diejenigen, die mit einem von Vorurtheilen eingenommenen Gemüthe über die Schrift gekommen sind, viel eher den deutlichen Buchstaben derselben, als ihre Lieblingsmeinung haben fahren lassen; so trift es auch hier bey Herr Beckern ein. Weil er es einmal für ausgemacht hält, daß der Satan weder in die Seele, noch in den Leib eines Menschen

wirken

wirken könne, so giebt er sich alle Mühe, die Oerter der Bibel, die von der Besitzung des Teufels reden, so lange zu drehen, bis er darinne nichts, seinem angenommenen Satze widersprechendes zu finden glaubt. Dennoch will er, man müße unter den leiblichen Besitzungen des Teufels, deren in den Schriften des N. T. gedacht wird, weiter nichts, als solche Krankheiten verstehen, die den Verstand verrücken und auch vielmals in Raserey ausschlagen. Die Juden hätten nach der Philosophie des Plato und Pythagoras die Gebrechen des Leibes und der Seele den bösen Geistern zugeschrieben, sie auch wohl gar mit dem Namen der bösen Geister beleget. Jesus habe sich nun nach ihrer gewöhnlichen Sprache gerichtet, und wenn er saget: ich treibe die Teufel aus, so könne dieses nichts mehr als so viel heisen: ich heile die Menschen von ihren bösen, obgleich natürlichen Krankheiten.

Auf solche Art aber müßten die heiligen Geschichtschreiber und selbst unser göttlicher Erlöser die Irrthümer des Volks bekräftiget, und Dinge eingeräumet haben, die nicht in der Wahrheit gegründet waren; welches aber von dem heiligsten Jesus zu behaupten, die entsetzlichste Verwegenheit seyn würde. Wir

Wir wollen zugeben, es sey wahr, daß die alten heydnischen Philosophen und Aerzte, durch ihre Dämonen nicht nur Geister, sondern auch Krankheiten; und durch die von einem oder mehreren Dämonen Besessene, im Gehirne verrückte und rasende Menschen bezeichnet haben; so folgt doch lange nicht, daß die heilige Geschichte auf eben diesen Schlag rede.

Es werden ja — Matth. 4, 24. Luc. 8, 2. — die Besessenen von denen, die mit mancherley Krankheiten behaftet waren, ausdrücklich unterschieden. Den Aposteln wird von unserm Heilande — Marc. 16, 17. — die Macht, so wohl Teufel auszutreiben, als auch Krankheiten zu heilen, ertheilet. Und bey dem Evangelisten Matthäus Cap. 8, 31. bitten die Teufel um Erlaubnis und erhalten sie auch, in die Heerde Schweine zu fahren. Wer kann dieses von geheilten Krankheiten auslegen? Da so deutlich gesagt wird, die Teufel wären in die Säue gefahren, und hätten sie ins Meer gestürzet.

Die Anzahl der Besessenen aber, aus welchen Jesus Teufel austrieb, war sehr geringe und belief sich etwa auf sechs oder sieben; welches auch

zurei-

zureichend war, die Juden zu überzeugen, daß die im Paradiese geschehene Verheisung, wie durch den grossen Weltversöhner die Werke des Teufels zerstöhret werden sollten, nunmehr in ihre Erfüllung gienge, und das Reich Gottes gekommen sey.

Was aber in den folgenden Zeiten, und besonders da der Aberglaube das helle Licht des Evangeliums verdunkelt hatte, von so vielen teufelischen Besitzungen geschrieben wird, das muß einen Nachdenkenden so gleich stutzig machen. Bey genauer Untersuchung findet es sich auch, daß diejenigen, die man für Besessene ausgab, meistentheils, wo nicht allemal, wahnwitzige oder milzsüchtige Menschen waren. Denn weil man dem Teufel, wie jener Persianische Priester, Manes, die abgeschmacktesten Wirkungen und mehr als göttliche Wunder zuschrieb, so wurden von den Schreckbildern desselben, die Gemüther sehr vieler dergestalt eingenommen, daß öfters ein dickblütiger oder tiefsinniger auf die bangen Gedanken gerieth, er sey von dem Teufel leibhaftig besessen.

Die schlauen Pfaffen suchten solche mitleidenswürdige Personen in ihrem Irrthume noch mehr zu bestärken, damit nach wiederhergestellter Ge-

sundheit ihnen kein Zweifel übrig bleiben möchte, sie wären durch das geistliche Hokus Pokus von der Gewalt des Teufels befreyet worden.

Auf diese Art wußte die Clerisey nicht nur die schändlichste Gewinnsucht zu verbergen, sondern sich auch in ein solches Ansehen zu setzen, daß die Blödsichtigen ihre ungesunde Lehren für göttliche Aussprüche hielten.

Zuweilen liessen sich einige von den geldbegierigen Betrügern willig gebrauchen, sich eine Zeitlang als Besessene anzustellen, um durch das Mitleiden, das ihre Brüder gegen sie bezeigten, zugleich ihre eigene Beutel zu spicken. — Eben diese Comödie wird noch immer in der römischen Kirche hin und wieder gespielet.

Den Mönchen in Kärnthen aber, die vor 3 Jahren ein Bauermägdchen, das aus Eifersucht wahnsinnig geworden war, für besessen ausgaben, gelang ihre Absicht nicht, wie sie wünschten. Denn der Einsichtsvolle Kaiser wollte von keiner Besitzung etwas hören, sondern fällte vielmehr das reiflich überdachte Urtheil: man solle die Wahnwitzige heilen, wenn Krankheit an ihrem Bezeigen Ursache wäre, sollte hingegen Bosheit darun-

ter

ter verborgen liegen, so müßte das Mägdchen mit einer strengen Diät im Zuchthause behandelt werden.

Hätte nicht dieses Exempel andere witzigen sollen? Allein nicht lange hernach überredten die Kapuziner in Saarbrücken abermal einen Milzsüchtigen, daß er leiblich besessen wäre. Sie führten den armen Mann in die Kirche, nahmen ihre gewöhnlichen Gaukeleyen mit ihm vor, ließen endlich unvermerkt eine Schwalbe, die sie, ich weis nicht wo? verborgen hatten, hervorfliegen, und gaben vor, diese wäre der Teufel, der den Elenden bisher gequälet habe und den sie nunmehr durch ihre Beschwörungen aus dessen Leibe gebannet hätten. Die grosse Menge, welche die Neugierde, das Schauspiel mit anzusehen, in den Tempel gezogen hatte, konnte sich des Lachens nicht enthalten, da der über eine so zahlreiche Versammlung erstaunende Teufel, ganz schüchtern hin und herflatterte, und das geöfnete Fenster, das ihm zum Ausfahren angewiesen wurde, vor Furcht nicht treffen konnte, sondern sich den Kopf an den Scheiben ziemlich zerstieß.

Das ist aber doch gewiß kein Zeichen des philosophischen Jahrhunderts — davon man jetzt so viel Aufhebens macht — wenn man den Betrug dieser Teufelsbanner nicht hat entdecken können; noch weniger wird man die Spuren davon bey dem verblendeten Volke in der Pfalz finden, welches durch seine eben so blinden Führer geleitet, für die bedrängte Kirche in den Oesterreichischen Landen beten muß, in welchen der große Joseph, an die Aufklärung des Volks alles waget, da seine Menschenliebe nicht dulden kann, daß seine Unterthanen so schändlich hinter das Licht geführet werden sollen.

Jedoch, was soll man dazu sagen? Ist es mehr Weinens oder Lachens werth, wenn so gar 12 Millionen Teufel eine einzige Magd bewohnen? die aber nicht so höflich sind, ob sie gleich noch so ernstlich bedrohet werden, auf einmal zu weichen, sondern nur Armeenweise, und zwar des Tages nicht mehr als 2 Millionen, ihre bisherige Wohnung verlassen.

Das Beste dabei ist, daß der Heerführer seinem eigenen Geständnisse nach, mit seinen dienstbaren Geistern, um der Bekehrung des Menschen willen, in sie gefahren war, über dieses auch zu den übrigen Leuten so viel Liebe bezeugte,

daß

daß er ihnen Buße predigte, damit sie nicht an den Ort der Quaal kommen möchten, die ihm bevorstehet. — Nun wissen wir auch, woran uns nicht wenig gelegen seyn muß, daß dieser gutherzige Teufel, wie er auf geschehenes Befragen des Beschwörers seinen Namen angegeben hat, Mittagsteufel heise. — Schade! daß er, wie er selbst bekennet, kein Latein verstehet, denn sonst könnten wir nicht zweifeln, er habe den 91sten Psalm Davids gelesen, wo im 6 V. die Worte unserer deutschen Uebersetzung: vor der Seuche die im Mittage verderbet, in der lateinischen Bibel, welche die Vulgata heiset, a daemonio meridiano gegeben werden.

Inzwischen erinnert uns der Name Mittagsteufel an einen Aberglauben, der noch immerfort unter dem unwissenden Volke herrschet, welches die Mittagsstunde für sehr gefährlich hält, und sich einbildet, der Teufel habe in dieser Stunde mehr, als zu anderer Zeit Gewalt über die Menschen. Dieses rühret ohne Zweifel von den Heyden her, welche glaubten, ihre Dämonen wären zur Mittagszeit am meisten zu fürchten. Daher die heydnischen Hirten, aus Furcht für den Waldgott Pan,

sich nicht unterstanden, im vollen Mittage auf ihrer Schallmeye zu blasen. Und Callimachus erzählet, daß Tiresias auf dem Helicon eine Göttin im Mittage erblicket habe, und davon blind worden sey.

In hiesiger Gegend ist noch die Gewohnheit unter dem abergläubischen Volke, daß eine Sechswöchnerin, wie in der Abend- also auch in der Mittagsstunde ihr Kind niemals alleine in der Stube lassen wird, und wenn sie wegen häuslicher Verrichtungen nicht selbst bei ihm bleiben kann, auch sonst niemand zugegen ist, doch wenigstens den Teufel abzuhalten, ein paar Mannshosen neben das Kind leget. Welche Kraft muß also nicht in den Beinkleidern stecken!

Die Furcht für dem Teufel ist bei vielen, zur Schande der Religion übermäßig groß. Nicht nur bei dem gemeinen Manne, sondern auch bei einigen von Ansehen gehet dieselbe so weit; daß einer den andern, eine die andere als ein Werkzeug des bösen Geistes betrachtet, durch welches, vermittelst unnatürlicher Mittel, manchem an Hab und Gütern Schaden zugefüget würde. Es darf zum Exempel nur ein Stück Vieh erkranken, so gleich fällt auf

diesen

diesen oder jenen der Verdacht, er habe durch Hülfe des Teufels einen Poßen gespielet. — Was für Haß, Feindschaft und Unversöhnlichkeit daraus entstehen, lehret die betrübte Erfahrung.

Einem Coßäthen in P** begegnete der Zufall, daß ihm nicht nur seine Schweine krank wurden, sondern auch zu gleicher Zeit seiner Frau ein Geschwür an einem Finger auffuhr. Er wurde darüber stutzig, schüttelte den Kopf, hm! sagt er, das muß nicht mit rechten Dingen zugehen! Er sann hin und her, wer ihn wohl müsse bezaubert haben? Endlich fällt ihm ein, daß er mit seinem Nachbar vor kurzem einige Verdrüßlichkeiten gehabt habe, und daraus macht er den Schluß, kein anderer als dieser, von dem so die ganze Welt glaubte, daß er mehr als Brodt essen könne, habe es zuverläßig gethan, um an ihm Rache zu üben.

Damit er nun seiner Sache recht gewiß werden möge, läuft er spornstreichs nach Sp** zu dem Betrüger K** welcher ein kluger oder arglistiger Mann genennet wird, weil die dummen und einfältigen von ihm sich anführen laßen, der soll ihn durch die schwarze Kunst den Urheber seines zugestoßenen Unfalls entdecken. Der verschmitzte

Beutelschneider K * * läßt den Coßäthen durch ein Glas gucken, hinter welchem das Bild eines Mannes in leinwandener Kleidung stehet. Nun bildet sich der Einfaltspinsel fest ein, seinen Nachbar in P * * zu sehen. Er bezahlet dem Tausendkünstler gern die ihm erzeigte Gefälligkeit, und eilet mit Freuden nach Hause, weil er nun versichert ist, daß er sich in seiner Muthmaßung nicht geirret habe.— Von Stund an, fasset er einen solchen Groll gegen seinen Nachbar N * * daß er ihn nicht ansehen, oder wenn er ihm begegnet grüßen kann, auch nicht einmal danket, wenn er gegrüßet wird.

Nach langer Zeit wird der Pfarrer von der Uneinigkeit dieser Leute benachrichtiget. Er bescheidet sie von beyden Seiten, um Versöhnung zu stiften, vor sich. Der sich behext zu seyn glaubte, bleibt aber aus. Einige Wochen darauf kommt er in den Beichtstuhl. Der Prediger sagt ihm, er könne nicht eher angenommen werden, bis er sich mit seinem Nachbar versöhnet hätte. Ich habe diesem nichts zuwider gethan, antwortet der Coßäthe darauf. Wolan! erwiederte der Prediger, wenn ihr keinen Haß gegen ihn im Herzen heget, so versprecht mir noch vor dem Empfange des heiligen Abendmals, zu eurem vermeintlichen Feinde zu gehen,

hen, und ihn euerer Freundschaft zu versichern. Das aber geht ihm schwer ein, und will sich dazu nicht verstehen. Doch besinnet er sich plötzlich und versichert, alles zu thun, was von ihm verlanget werde, wenn man nur vor jetzo seine Beichte anhören wollte. In Hofnung, er würde sein Versprechen erfüllen, wird er absolviret. Wie wenig er aber demselben nachgekommen sey, hat die Folge gelehret. Der Starrkopf blieb eben so feindselig gegen seinen Nachbar gesinnet, als vorhin.

Das ist der traurige Ausgang, den der Aberglaube bei Leuten zu gewinnen pfleget, die allenthalben von teufelischen Zaubereyen träumen, und bei dem, was natürlich zugehet, immer etwas übernatürliches zu finden glauben. — Ihre Seele ist mit lauter Argwohn und Mißtrauen gegen die Brüder angefüllet; die Pflichten der Freundschaft und der Geselligkeit werden verletzet; das Herz wird durch beständige Furcht und Bangigkeit zermartert; die Ruhe des Gemüths, das höchste Gut in diesem Leben, wird gestöhret; und so untergräbt man seine eigene Wohlfahrt, setzt sich noch dazu in die Gefahr, ewig unglücklich zu werden.

Alles empöret sich daher in mir, wenn ich anhören muß, daß es Menschen gebe, die durch blo-

ses Ansehen, wie die Baseliśken den andern ungesund machen, oder wohl gar tödten sollen. — Als ich in hiesige Gegend kam, wußte ich anfänglich nicht, was das bedeuten sollte, — denn vorher war mir es niemals vorgekommen — wenn Leute, die sich übel befanden, oder Kopfschmerz fühlten, klagend ausriefen: Man hat mir ein Angesicht gegeben! Nicht eher, als bis mich meine Schwester besuchte, und das erstemal hier in die Kirche gehen wollte, bekam ich den Aufschluß von diesem Ausdrucke. Mamsell! rief die Magd, sie müßen ihr Gesichte dreymal mit dem Daume und Goldfinger, die Länge und die Queere bespannen, Sie werden sonst verzehret. Wie! sagte meine Schwester, wohnen denn hier Canibalen, welche Menschen freßen? das will ich nicht hoffen. Ach nein, gab die Magd zur Antwort, man kriegt aber von den Leuten ein Angesicht, davon einem schlimm wird, das nennt man verzehret werden.

Nun wurde mir es auch begreiflich, warum die Ehefrau eines angesehenen Mannes in N. die Gewohnheit hatte — wovon ich ein Augenzeuge war — so oft sie während des Gottesdienstes jähnen mußte, mit drey Fingern vor den geöfneten

Mund,

Mund, den sie wie einen Thorweg aufsperrete, drey Kreuze zu machen.

Welch ein gutes Werk kann in dieser Betrachtung der stiften, der sich die mitleidige Mühe geben will, seine Nebenmenschen von ihrem Aberglauben zu befreyen, und ihnen die übertriebene Furcht, für teufelischen Zaubereyen und Besitzungen zu benehmen.

Das aber, verehrungswürdigster Freund, müssen wir zugestehen, weil es die Schrift lehret, daß der Satan lasterhafte Menschen zur Sünde und zu Beleidigungen Gottes reize, sich auch die feindselige Mühe gebe, die Frommen und Gläubigen zu verführen. Und ob wir gleich die Art und Weise nicht zu erklären wissen, wie er in die Seelen der Menschen wirket, so bleiben wir dennoch bei dem Buchstaben der Offenbahrung und glauben, es müße in eigentlichem Verstande genommen werden, wenn von den Verführungen Sauls, Davids, des Judas Ischarioth u. a. m. durch den Satan die Rede ist. Wie denn Petrus — 1 Brief 5, 8. — die Gläubigen, aus der Ursache zur Nüchternheit und Wachsamkeit ermahnet, weil der Teufel ihr Widersacher, wie ein auf den Raub lauernder Löwe umhergehet, um sie eben so unglücklich, als er es durch eigene Schuld ist, zu machen.

Viele

Viele zwar, die mit dem Herrn Balthasar Becker den Satan ganz und gar aus der Welt verweisen, und wenn sie auch die Existenz desselben zugeben, dennoch seinen Einfluß in die menschliche Seele leugnen, wollen uns überreden, die Ermahnung des Petrus müsse in verblümten Verstande genommen werden. Denn weil das griechische Wort (διάβολος) welches durch Teufel übersetzt worden ist, einen Verläumder bedeute, so habe der Apostel in der angeführten Stelle, durch dieses Wort, so wie durch Widersacher (ἀντίδικος) einen verläumderischen und feindseligen Menschen und besonders den Kaiser Nero anzeigen wollen; für welchem die damaligen Bekenner des Namens Jesu, als für einem grimmigen Löwen, auf ihrer Huth stehen sollten.

Ich weis wohl, daß es nichts ungewöhnliches ist, einen Tyrannen mit Löwen zu vergleichen. Daher auch einige Ausleger in den Gedanken stehen, Paulus habe durch die Redensart: **Ich bin erlöset von des Löwen Rachen** — 2 Timoth. 4, 17. — so viel sagen wollen, ich bin aus der Hand des Kaisers Nero errettet worden.

Allein zu geschweigen, daß Paulus in einem Briefe, der von der ganzen Gemeine zu Ephesus öffent-

öffentlich gelesen werden sollte — wo es ja Juden und Heiden erfahren konnten — schwerlich von dem römischen Kaiser einen so harten Ausdruck werde gebraucht haben, so kann die Redensart: aus dem Rachen des Löwen erlöset seyn, auch wohl ein gewöhnliches Sprüchwort unter den ehemaligen Juden gewesen seyn, und so viel heisen sollen, als: von einer großen Gefahr befreyet werden.

Die oben gedachte Warnung des Petrus an die Christen, läßt sich also nicht aus diesen Worten des Paulus erklären. Und wo ist denn der Beweis, daß das Wort Teufel (διάβολος) in dem Neuen Testamente allezeit einen verläumderischen, und Widersacher, nur einen feindseligen Menschen bezeichne.

Wenn Apostelg. 10, 38. von unserm Heilande gesagt wird: Er hat gesund gemacht alle, die von dem Teufel überwältiget waren, so kann das wohl unmöglich von verläumderischen Menschen verstanden werden, weil wir nirgends lesen, daß Jesus, der theure Jesus jemanden in den Tagen seiner Erniedrigung, von den zugefügten Bißen der Verläumder geheilet habe.

Und in der Historie von der Austreibung des Teufels wird an statt dieses letztern Wortes Matth. 12, 26. Luc. 10, 18. 19. das Wort Satan als ein

gleich,

gleichgültiges gebraucht. Das ist so gerade bei dem Petrus das Wort Widersacher (ἀντίδικος.) Der Teufel, der Fürst der Finsterniß ist es also, dem die Christen feste im Glauben widerstehen sollen. Wider dessen listige Lehrarten und Nachstellungen, nicht wider den Kaiser Nero, empfiehlet uns Paulus Ephes. 6, 11. die ganze heilige Rüstung anzulegen.

Daraus folget nun freilich nicht, daß der Teufel an den Verbrechen der Menschen allemal Schuld habe, wiewol man denselben gerne bei jeder Vergehung zum Stichblatte brauchen möchte.

Vor einiger Zeit soll ein vollblütiges Mädchen von dem angebohrnen Triebe, Mutter zu heisen, sich haben verleiten lassen, diesen Namen auf einem unrechten Wege zu erlangen. Da sie nun durch ihre unförmliche Gestalt verrathen wird, und die verbothene Näscherey sich nicht länger will leugnen lassen, wäre sie vor das Gerichte gefordert worden. Auf die Frage: wer daran Schuld sey? soll sie geantwortet haben: Der Teufel. Darüber wäre der Herr Bürgemeister in Amtseifer gerathen, und in der Hitze wären ihm die Worte entfahren: Mensch! du leugst, Hans ist Schuld, damit dir aber der Kützel einandermal vergehe, sollst du deine verdiente Strafe haben! — Recht mochte der Herr Bürgemeister

ster wohl haben, daß der Teufel an dieser That unschuldig gewesen sey, wenn er sich nur nicht so lächerlicher Ausdrücke bedienet hätte. — Indessen siehet man hieraus, wie geneigt die Menschen sind, alle ihre Vergehungen dem Teufel beizumessen. Wodurch sie gleichsam zu verstehen geben wollen, nicht so wohl sie selbst, als vielmehr ihr Verführer, müsse mit der auf die böse That gesetzten Strafe belegt werden.

Weil aber viele ganz unmenschliche Bosheiten ausüben, so läßt sich wohl sicher daher auf die mächtigen Reitzungen eines unreinen Geistes schliessen.

Jedoch mein Brief wird zu lang, ich füge daher nur noch die Versicherung hinzu, daß ich mit der aufrichtigsten und vollkommensten Hochachtung bin ꝛc.

Errata

S. 3. Z. 3. anstatt daß ist ließ das ist
— Z. 7. — Von Verleger ließ Wenn Verleger

125082
(x2258345)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-117787-p0247-1

112582

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-117787-p0248-7

Briefe

über

die Religion

und die Bekenner derselben,

nicht im Bahrdtischen Volkstone,

von

einem, der nicht nur blos mit dem

Munde Christum

verehret,

sondern ihn auch im

Geiste und in der Wahrheit

anbetet.

Leipzig, 1786.

in der Masiussischen Expedition.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-117787-p0249-6